

### Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem




Monatshefte für Germanenkunde · Heft 7 · Juli 1942

# Germanen

VON GUSTAV  
HOPFMEIER  
JULI

## Inhaltsverzeichnis

Mag Ittenbach	Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volkslieds . . . . .	229
Franz Althelm	Germanen und Iranier . . . . .	239
Carl D. Wandel	Germanische Einbilder im nordöstlichen Raum . . . . .	244
Hanns A. Potraf	Zweikampf und Schicksalsfindung . . . . .	257
Hans Bauer 	. . . . .	261
Die Bücherwaage	Hans Fehle, Die Etiglus-Sage . . . . .	262
	Karl Sigismund Kramer, Die Dingbe- fehlung i. d. germanischen Überlieferung . . . . .	263
Ludwig Schmidt 80 Jahre . . . . .		264

Der Umschlag wurde von Eugen Nerdinger, Augsburg, gestaltet unter Verwendung seines Holzschnitts aus dem Buche „Der Jahresring“ von J. D. Plassmann.

## »Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptchriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14 Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 7.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

## Mag Ittenbach

### Über die dichterische Sprache des alten deutschen Volkslieds

Das Volkslied hat für die deutsche Dichtung und darüber hinaus für die gesamte deutsche Kulturauffassung seine besondere Bedeutung. Diese Tatsache ist deshalb bemerkenswert, weil in anderen Ländern, die ebenfalls über einen reichen Volksliedschatz verfügen, dieser Reichtum nicht ebenso wichtig genommen wird, und weil auch gegenüber andern germanischen Ländern, die ihr Volkslied besonders pflegen und schätzen, das deutsche Volkslied in sehr vielfältiger Weise in das kulturelle Leben hineingeflochten ist. Daher kommt es, daß unter Volkslied oft sehr Verschiedenes verstanden wird, je nachdem ob ein Wissenschaftler, ein Musiker, ein Soldat oder Menschen aus verschiedenen Landschaften von Volkslied sprechen.

So ist zum Beispiel der lebendige Volksgefang der Gegenwart, also das neue Liedgut, was in den Gledierungen von der jungen Mannschaft gesungen wird, in seiner Text- und Melodieform vom alten Volkslied her bestimmt, ohne doch das alte Volkslied nachzuahmen: bei allem Gemeinsamem zwischen beiden besteht doch ein alle Verwechslungen ausschließender Unterschied zwischen altem Volkslied und jungem Gemeinschaftsgefang.

Und so hat auch die deutsche Epik seit Goethe sich immer wieder am Volkslied ausgerichtet und von ihm gelernt; die Dichtungen von Goethe, Uhland, Mörike, Storm scheinen oft in einem inneren Bewußtsein mit dem Volkslied als Vorbild entstanden zu sein; sie bemühen sich immer wieder, dem Volkslied seine dichterischen Eigenheiten abzulernen. Dennoch besteht ein tiefgreifender Unterschied auch zwischen der volksliednahen neueren deutschen Epik und dem Volkslied alter Art.

Genöhnlich tritt uns der Wesensunterschied zwischen dem alten Volkslied einerseits und dem neueren Volksgefang wie der neueren volksliednahen Epik andererseits nicht ins Bewußtsein. Er ist auch nicht leicht, aber völlig eindeutig faßbar. Eine genaue Unterscheidung wird uns besonders durch den Umstand schwer gemacht, daß das ältere Volkslied selbst keine völlige formale, stilistische Einheit bildet, sondern durchweg deutlich die Spuren des Jahrhunderts an sich trägt, in dem es entstanden ist. Auf diese Schwierigkeit müssen wir kurz eingehen, wenn wir die Sonderart des alten Volkslieds herausstellen wollen. Dazu sollen drei kleine Strophenbeispiele aus den letzten Jahrhunderten dienen.

Aus dem 16. Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance, stammt das Lied »Innsbruck, ich muß dich lassen«, dessen charaktervolle, im deutschen Volksgefang vielfältig wiederkehrende Weise (Nun ruhen alle Wälder, Der Mond ist aufgegangen) Johann Sebastian Bach so hoch gepriesen hat. Die Worte seiner Strophen lassen uns nicht nur an den altertümlichen Sprachformen, sondern auch in ihrem Sinninhalt erkennen, aus welcher Zeit sie stammen:

Innsbruck, ich muß dich lassen,  
ich fahr dahin mein Straßen  
in fremde Land hinein.  
Mein Freund ist mir genommen,  
die ich nit weiß bekommen,  
weil ich im Elend bin.



Abbildung 1. Der Mal. Holzschnitt J. von Meisenheim. 15. Jahrhundert.

Es sind die Zeilen eines mittelalterlichen Liebesliedes, die nun aber nicht an eine persönliche Geliebte, sondern an die Heimatstadt gerichtet sind, die in der Gestalt der geliebten Frau gesehen wird: und wir werden hierbei an die bildhaften Städtedarstellungen des Renaissancezeitalters und der Folgezeit denken dürfen, die eine Stadt in Frauengestalt versinnbildeten oder Lobgedichte auf eine Stadt unter demselben Gleichnis aussprechen. Damals entstand eine breite Städtebildung lateinischer und deutscher Sprache, die sich regelmäßig dieses Motivs bedient, und mit ihr steht auch die gesungene Volksbildung in Zusammenhang: belagerte Städte werden als Jungfrauen dargestellt, die ihr Kränzlein verteidigen oder verlieren; vor allem sind solche Lieder auf Eile, Danzig und Magdeburg bekannt geworden. Wir bemerken also in diesem Lied die dichterische Eigentümlichkeit des Renaissancezeitalters, die ihm mit anderen Dichtungen seiner Zeit, aber nicht mit dem ganzen übrigen Volkslied gemeinsam ist. Halten wir dagegen ein Beispiel aus dem 17. Jahrhundert, die Eingangstrophien einer bekannten Abwandlung des Totentanzliedes:

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,  
hat Gewalt vom großen Gott.  
Heut weßt er das Messer,  
es schneidet schon viel besser,  
bald wird er drein schneiden,  
wir müssen nur leiden.  
Hüt dich, schönes Blümlein!

Was heut noch grün und frisch dasteht,  
wird morgen weggemäht:  
die edel Narzissen,  
die englischen Schlüssel,  
der schön Hyazinthe,  
die türkische Vinde.  
Hüt dich, schönes Blümlein!

Schon die Form und Anordnung der reichen Reime zeigt, daß dies Lied an der Eigenart einer bestimmten Zeitepoche der deutschen Dichtung Anteil hat: hinzukommt noch die lebhafte und in den Vordergrund gestellte Gegenfälligkeit des Gedankens von einerseits der Pracht der Blumen, andererseits ihrem raschen Vergehen, der Gedanke an ein tragisches und unabwendbares Schicksal, dem das Einzelwesen völlig ausgeliefert ist, und die Freude an der Laut- und Sinnpracht der bunten Blumennamen, die großartig und folgerrecht durchgeführte Allegorie vom Schnitter Tod, der die Weltwiese mäht: das alles zeigt, daß unser Lied in der Zeit der Barocklyrik, also im 17. Jahrhundert, entstanden sein muß; denn die Eigentümlichkeiten jener Zeit bewahrt es bis auf den heutigen Tag in seiner sprachlichen Form mit auf.

Vergleichen wir etwa seine sprachlichen Einzelheiten mit denen der vorhergehenden Strophe, so tritt deren Eigenart besonders deutlich hervor: das Innsbrucklied enthält zwar auch einen allgemeinen Gedanken, führt ihn aber nicht durch, sondern läßt ihn nur im ersten Wort andeutend erscheinen. Es besteht aus schlichten, in sich geschlossenen Sätzen und einfachen Worten, während »Schnitter Tod« die klangvollen großen Worte im Mittel erglänzen läßt, alle Zeilen zu einem einzigen, großzügigen Sinnzusammenhang slicht und die Allegorie das ganze vielstrophige Lied hindurch folgerrecht ausbaut und dichterisch ausnützt.

Wiederum einen andern Klang, eine andere Sprache und Denkweise, zeigt ein Volkslied aus dem 18. Jahrhundert, das Lied vom Prinzen Eugen:

Prinz Eugenius, der edle Ritter,  
wollt dem Kaiser wiederum kriegen  
Stadt und Festung Belgrad.  
Er ließ schlagen eine Brücke,  
daß man konnte hinüber rücken  
mit der Armee wohl für die Stadt.

Als der Brücken nun war geschlagen,  
daß man konnte mit Stief und Wagen  
frei passieren den Donaufuß,  
bei Semlin schlug man ein Lager,  
alle Türken zu verjagen,  
ihnen zum Spott und zum Verdruss.

Trotz der lebhaften und mitreißenden Melodie, der Frische und Bewegtheit auch der Worte des Liedes empfinden wir in seinem Ton eine etwas steife Trockenheit, eine gewissenhafte Genauigkeit, etwas Jopfiges, wie es auch die bildlichen Darstellungen der Jopfzeit mit ihren großen, überflüssigen Flächen, ihren sauberen, klaren Linien und ihren dünnen, hellen Farben haben. Wie kommt dieser Eindruck auch in dieser Dichtung aus der Jopfzeit zustande? Weil hier genau und klar, vollständig und logisch einwandfrei und zusammenhängend, aber ohne alle sprachliche Pracht und ohne alle Bildlichkeit, nur in der Wiedergabe der trockensten Wirklichkeit das Ereignis dargestellt wird. Das Lied zeigt, daß auch dies scheinbar so unpoetische



Verfahren hohe dichterische Wirkung hervorbringen kann: ja gerade die korrekte Steifheit der Erzählung, die sich mit Strophe und Reim gar nicht sonderlich zurechtfindet, macht einen besonderen dichterischen Wert aus, wie die Illusionslose Nüchternheit, mit der man auf den Stahlstichen jener Zeit durch Gebäude und ganze Städte gewissermaßen hindurchsieht. Das Lied erzählt in fäuberlichem Gedankenfortschritt von der Absicht des edlen Mitters, der Anordnung von Vorbereitungen, deren Zweck, dann von der Ausführung der Vorbereitungen, deren strategischer Folge, Aufmarsch und Absicht dieses Aufmarschs. Hier herrschen also rein gedankliche Bindungen vor: Absicht und Folge bestimmen den Gedanken und die Satzbildung, und den übrigen Inhalt macht die geschichtlich genau geordnete Angabe von Tatsachen in ihrer eigentlichsten Gestalt, mit Ort und Zeit und Namen.

Aus dem allen geht hervor, daß es sich um ein Gedicht des Aufklärungszeitalters handelt; Verstand und Vernunft, nicht äußere Darstellungen von Gefühl und Phantasie bestimmen hier die dichterische Gestaltung. Eine solche Aussage wird man gerade angesichts eines so gefühlsechten Liedes in ihrer Bedingtheit richtig verstehen: es sind nur die Ausdrucksmittel der dichterischen Sprache, und es ist nicht etwa die gesamt-menschliche Haltung des Dichters selbst, was sich hier auf den Bereich des Verständig-Abgeklärten beschränkt. Dahinter werden ebenso gut auch die übrigen menschlichen Werte sichtbar wie in dem vorausgehenden Liede vom Schnitter Tod hinter dem Schwung der gefühlvoll-erregten Sprache die bedeutende verständliche Leistung.

Hier ist es der logische Gedanke, der bindet, nicht die durchgeführte Allegorie und nicht die dichtgereihten Sprachformeln gleicher Stimmung. Wir können sagen: es sind drei verschiedene Dichtersprachen, in denen diese drei Volkslieder gefaßt sind. Sie sprechen nicht eben für eine innere Einheit des alten Volkslieds.

Wir wenden uns von diesen drei alten Liedern einem Gedicht aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts zu, das inzwischen zu einem vielgelesenen deutschen Volkslied geworden ist. Es stammt aus der bekannten und folgenreichen Volksliednachdichtung »Der kleine Rosengarten« von Hermann Böns:

Heiß ist die Liebe, kalt ist der Schnee,	Weiß ist die Feder an meinem roten Hut,
scheiden und Meiden, und das tut weh.	schwarz ist das Pulver, rot ist das Blut,
Rote Husaren, die reiten niemals Schritt,	Das grüne Gläslein zerprang mir in der Hand.
herzliebtes Mädchen, du kannst nicht mit.	Brüder, ich sterbe fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe soll'n rote Rosen stehn,  
die roten Rosen und die sind schön.

Dies Lied unterscheidet sich in seiner dichterischen Sprache von den vorigen dadurch, daß es nicht die sprachlich-dichterischen Eigenarten seiner Zeitperiode in den Vordergrund stellt, sondern sich willentlich in allem möglichst eng an das alte Volkslied anschließt. Die Zeilen sind jeweils geschlossene Einheiten, die Wortwahl und die Gegenstände sind schlicht, anspruchslos und alle von zeichenhafter Bedeutung. Auf einen Zusammenhang logisch-gedanklicher oder bildhaft-allegorischer Art ist wenig Wert gelegt, bunt stehen die Aussagen nebeneinander und lassen

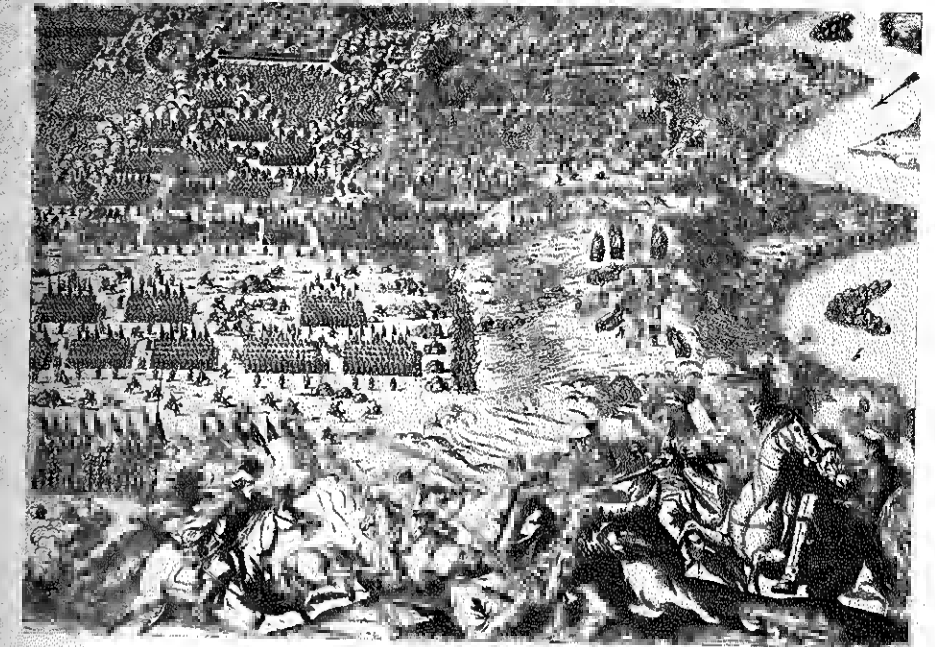


Abbildung 2. Brandenburgische Truppen im Kampfe mit den Türken. Kupferstich aus der Zeit des Pelzgen Eugen. Aufnahme Werner Köhler.

nicht leicht eine Ordnung erkennen. Jede ist für sich von einer etwas grellen Farbigkeit, was sich in unserem Beispiel am besten im eigentlichsten Sinn an den Farbzeichnungen dartun läßt. Wie mit den Farben, so ist es mit den Inhalten überhaupt: es sind die alltäglichsten Zeichen und Inhalte der Volksliedsprache, in ihrer vereinfachten Form und in lockerer Folge nebeneinandergeordnet.

Kenner der deutschen Geistesgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts werden auch hinter dieser nachgestaltenden Auffassung des Volkslieds den Stil einer Zeitperiode erkennen, von dem wir uns allerdings erst selbst loszumachen beginnen und den wir darum noch nicht auf eine genaue Bezeichnung festlegen können. Leichtler dürfte es schon sein, die wesentlichen Unterschiede, die zwischen der Volksliednachdichtung von Hermann Böns und dem alten Volkslied selbst bestehen, aufzuzeigen: das alte Volkslied ist einerseits in seinen einzelnen Aussagen nicht so stilisiert vereinfacht, andererseits in der Zusammenordnung dieser Aussagen nicht so locker von Anklängen geleitet, sondern von einer strengen inneren Gesetzmäßigkeit geführt. Im alten Volkslied wird weniger Umstand gemacht mit der Beschreibung, gewissermaßen mit dem Vorzeigen der einzelnen Dinge (weiß ist die Feder... Die roten Rosen und die sind schön), dafür ist aber im alten Volkslied die sinnbildliche Bedeutung nicht so bestimmt auf den einzelnen Gegenstand festgelegt und ausgesprochen, sondern sinnbildliche Bedeutung hat dort der einzelne Gegenstand nur im Zusammenhang eines bestimmten Geschehnisses, einer Gebärde oder in Beziehung auf eine Person.

Auch hier also treffen wir auf keine völlige innere Übereinstimmung mit dem alten Volkslied und auf allerlei wichtige Unterschiede in der Gesamtheit des alten und neuen Volkslieds; denn an die Dichtungen von Lönz hat sich ein großer Teil des neuen Volksgefangs angeschlossen. Nun ist all unsern bisher betrachteten Beispielen gemeinsam, daß sie zwar in lebendiger Verbindung mit dem Volksgefang, aber nicht ausschließlich aus diesem heraus, nicht ohne Vermittlung einer schriftlichen Überlieferung diese Formen der Gegenwart übermitteln haben. Die drei alten Lieder sind schriftlich überliefert und damit der mündlichen langfristigen Umgestaltung durch den lebendigen Gesang teilweise entzogen; und die Lieder von Lönz sind unveränderte Schöpfungen eines Dichters, der zwar die Volksüberlieferung genau und einfühelnd vernahm, aber sie doch in seinem und seiner Zeit Sinne gestaltet hat, wie das bei jeder Neuschöpfung der Fall ist. Wenn wir die ungetrübte Eigenart des alten Volkslieds kennen lernen wollen, müssen wir über all diese Schichten des Volkslieds (die im praktischen Volksgefang mit Recht den größten Raum einnehmen) vordringen zu dem bis heute in mündlicher Überlieferung weiterlebenden bäuerlichen Lied der Stadtfernen, »altertümlichen« Landschaften. Dort treffen wir das alte Volkslied in einer weniger zeitgebundenen Form an. Dort hat sich in einer langen umgestaltenden Überlieferung eine in sich recht gleichmäßige dichterische Sprache in den meisten Liedern durchgesetzt.

Doch auch von diesem mündlich bis in die Gegenwart überlieferten bäuerlichen Lied können wir nicht ausnahmslos behaupten, daß es seiner Gestalt und Sprache nach gleichartig sei. Auch hier müssen wir noch Unterschiede in der Sprache aufdecken, bevor wir die dahinterstehende innere Einheit des Kernbezirks des alten Volkslieds zeigen können.

Wir beginnen mit zwei Beispielen, die zwar aus bäuerlichem Liedergut stammen, aber doch erst einer jüngeren Zeit zugehören und in ihrer Gesamtgestalt der modernen Dichtung nicht so fern stehen wie das alte Lied:

Deine Schönheit wird vergehn,	nimmt den Rosen ihre Kraft.
wie die Rosen im Garten stehn.	ihre Kraft nicht allein,
Kommt ein Reiflein in der Nacht,	ihre Schönheit auch dabei.

An das Lönzlied erinnert uns hierbei das Hervorheben des Vergleichsgegenstandes und die einfach-nachdrückliche Gegenüberstellung von Bild und Sinn; an das barocke Lied vom Schnitter Tod erinnert die Großzügigkeit der Sprache und ihrer klangvollen Worte. Beides findet sich durchweg nicht in gleichem Maße im alten Volkslied; dort wird vor allem eine sinnbildliche Beziehung nicht so lehrhaft-eindringlich in die Mitte gestellt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt und zur Darstellung ganz anderer sachlicher Inhalte benutzt. Etwas Beherhaft-Mahnendes zeigt sich ja auch im Sinngehalt der schönen Strophe.

Das zweite Beispiel, ebenfalls aus dem lebenden Volksliedschatz Ostprengens:

Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein steh	Und wenn man zündet ein Feuerlein an,
und von der Herzsallerliebsten hör,	so fährt der Rauch als oben an,
so fällt es mir im Herzen so schwer,	so hoch, so hoch ans Zimament:
als wenn ich bei der Herzsallerliebsten wär.	man will ja suchen der Lieb ein End,
ganz heimlich tu ich sie grüßen.	kein End ist mehr zu finden.

In diesen beiden Strophen den Unterschied vom alten Volkslied anzudeuten ist sehr viel schwieriger als im vorigen Fall, weil es sich jenem bis auf einen geringen Abstand nähert. Wir können ehestens noch auf das ausführliche Gleichnis der zweiten Strophe verweisen, dergleichen sonst im alten Volkslied nicht so gedanklich folgerecht und sprachlich breit ausgeführt wird. Auch in der ersten Strophe des Sagsbaus hebt sich die Breite des Sagsbaus, die unterordnende Sprachfügung, die das eigne Ich in die Betrachtung miteinbeziehende Darstellung von der alten Art des Volkslieds immerhin merklich ab. Es ließen sich noch einige andere Gründe dafür auführen, warum uns dies Lied mehr an Mörikes Gedicht »Das verlassene Mägdlein« als an ältere Volkslieder erinnert: die Übereinstimmung liegt nicht nur im inhaltlichen Gegenstand.

Sprachlich weit weniger kunst- und anspruchsvoll, auf den ersten Blick wohl auch dichterisch weniger ansprechend und nicht so rasch in Wort Sinn und Bedeutung verständlich sind folgende einfachen Strophen, mit denen wir endlich zu einem vollgültigen Beispiel eines in mündlicher Überlieferung bis heute weitergegebenen Volkslieds der alten Art kommen:

Und wir gingen mit Lust und Freude	O du schönes junges Knetes blaues Waldbodgelen,
wohl durch den grünen Wald.	warum pfeilst du so schön?
Und da hörten wir zwei Bögelen pfeifen,	Und ich pfeil zu deiner Herzsallerliebsten,
den jungen als wie den alt.	die du verloren hast.

Und Belolen sind so schöne blaue Blümlein,  
die gesieht mein Schatz so gern.  
Und ich pflück sie meiner Herzsallerliebsten,  
die ich verloren hab.

Zunächst ist, auch ohne daß wir hier die Melodie mitteilen können, die lebhafteste musikalisch-rhythmische Durchgestaltung, die Einheit von Satz und Zeile, von Satzgefüge und Strophe schon aus dem Wortlaut allein ersichtlich: die inhaltlich-gedankliche und die metrisch-melodische Form sind eins. Das geht bis in das Einzelne des Wort Sinnes hinein: die wichtigsten klangvollsten und betontesten sinntragenden Wörter stehen auch in den betontesten Zeilen, also in den anhebenden, metrisch umfanglicheren Zeilen 1 und 3 jeder Strophe. Auch die anderen, vorausgegangenen Beispiele hatten ihre rhythmischen Formen und Gesetze, aber hier sind sie besonders einfach und streng durchgeführt, so daß sich den Strophen von der metrischen Form und der Wortverteilung her bis in den Inhalt hinein eine größere Straffheit und Lebendigkeit mitteilt.

Dazu kommt nun noch, daß über das rhythmische Gefüge hinaus jede Strophe in sich eine genaue und streng durchgeführte Ordnung enthält, die wir auf den ersten Blick den scheinbar so locker gefügten Volksliedszeilen nicht zutrauen wollen. Alle drei Strophen sind in sich geschlossene inhaltliche Einheiten; jede enthält in ihrer Mitte, am Schluß der zweiten Zeile, den wichtigsten Sinnabschnitt; in jeder stehen sich also erstes und zweites Zeilenpaar als gleichwichtige Sinneinheiten gegenüber. Und selbst die einzelnen Zeilen sind geschlossene Sinneinheiten. Das wird am leichtesten an der dritten Strophe ersichtlich, wo es sich um vier Sätze handelt, die jeweils die Zeilen füllen und zu Satzpaaren zusammentreten. Ebenso verhält es

sich aber auch in der zweiten Strophe, wo in der ersten Zeile statt des Satzes eine Anekdote steht, die zwar nicht nach den Regeln der Schulgrammatik, aber nach der Sinnfügung und allem sprachlichen Empfinden eine ebenso geschlossene sprachlich-inhaltliche Einheit ist wie ein Nebensatz auch. Und von hieraus werden wir sogar erkennen, daß die erste Strophe sich nicht anders verhält, sondern ebenso vier geschlossene sprachliche Einheiten zu Paaren zusammenzieht, entsprechend dem metrisch-rhythmischen Bau der Strophe: denn wenn auch in den ersten beiden Zeilen ein einziger Satz zerlegt erscheint, so ist er eben in zwei sinnvolle sprachliche Einheiten zerlegt, die zueinander in einer inneren Entsprechung stehen. Diese sprachliche Ordnung: daß aus geschlossenen Zeilen die Zeilenpaare, aus Sinngruppen Zeilenpaaren die geschlossenen Strophen errichtet werden, bestimmt also den gesamten sprachlich-musikalischen Aufbau dieses Volkslieds als ein streng durchgeführter Grundsatz, der zugleich der Eigenart der einzelnen Sprachformel weitgehenden Spielraum läßt. Auch in dieser Hinsicht zeigten die vorigen Beispiele Ordnungsgrundsätze, nirgends aber waren sie so einfach und energisch durchgeführt wie hier im alten Volkslied, wo wir es am wenigsten erwarteten.

Insbesondere aber unterscheidet sich dies alte Volkslied von den anderen Liedern in seiner Verwendung des Sinnbildlichen. Das Sinnbildliche im Sinne der anderen Gedichte macht sich zunächst überhaupt nicht bemerklich: es gibt hier keine Vergleiche und Vergleichsgegenstände, wir können nicht von dem in der Strophe Gesagten eine dahinterstehende dichterische Bedeutung abheben, alles ist eigentlich, Vogel, Wald und Blumen, all diese Worte meinen das, was sie sagen; und dennoch ist ihr Zusammenhang und ihre dichterische Wirkung von sinnbildlicher Art, die sich allerdings von der der vorausgegangenen, jüngeren Gedichte wesentlich unterscheidet.

Nehmen wir zuerst unser Augenmerk auf den geistigen Zusammenhang des Liedes, so will es scheinen, als ob er sich überhaupt nicht recht fassen ließe, obwohl der unmittelbare Stimmungseindruck des Liedes ein sehr einheitlicher ist. Wie in einer Reihe von zufälligen Bezeugungen oder wie in einer lockeren Erinnerungskette ist die Rede von einem Weg durch den Wald, von Vogelsang, von Erinnerung an die verlorene Liebste und ihre Lieblingsblume. Aber trotz kleiner äußerer Unstimmigkeiten zwischen einzelnen Aussagen empfinden wir die wechselnden, stets neu herantretenden Motive nicht als unvorbereitet Neues; ja es bedarf einer gedanklichen Bemühung, um sich das motivisch Unzusammenhängende der Strophen überhaupt erst bewußt zu machen. Was ist die bindende Kraft dieser Zeilen?

Betrachten wir das Lied in seiner rhythmischen Gebundenheit und ganzheitlichen Ordnung, die wir oben herausstellten, also in dem durchgegliederten Gefüge seiner musikalisch-sprachlichen Einheiten, die zugleich Sinneinheiten sind, dann erweist sich, daß sie auch inhaltlich in einer ebenso strengen Ordnung und Bindung zueinander stehen wie im Sprachlichen. Diese Bindung ist aber nicht gedanklich-rational, kein folgerecht durchgeführtes Bild, auch nicht ein folgerecht beibehaltener gleicher Stoff, sondern eine Art von Beziehung, wo die eine Aussage der andern parallel läuft, ohne sie vorwegzunehmen, weil sie denselben inneren Inhalt an einem anderen Stoff ausdrückt: so besteht etwa in der ersten Strophe ein Gleichlauf zwischen den ersten und letzten beiden Zeilen, der weder eine gedankliche Begründung noch eine erzählerische Entwicklung ist, sondern im Bild und Motiv sowohl der fröhlich wandernden Menschen wie der fröhlich singenden Vögel den gleichen inneren Inhalt in zweifacher Weise sagt. Weil beide Aussagen zwar vom gleichen Inhalt, aber von zwei verschiedenen, deutlich voneinander

Abbildung 3. Zierbild a. dem „Zupfgeigenhansl“ 1912.



abgesetzten Gegenständen sprechen, nehmen sie sich gegenseitig nichts vorweg. Die Art, wie sie sich aufeinander beziehen, ist total und nicht mit einer engeren gedanklichen Bestimmung zu beschränken: es ist nicht etwa die zweite Zeile ein Gleichnis der ersten oder umgekehrt, sondern beide verhalten sich gleichnishaft zueinander, ohne daß man sagen dürfte, welche den Bild- und welche den Auslegungseffekt hat. Aber auch damit, daß sie sich gegenseitig ausdeuten, ist ihr Verhältnis nicht erschöpft. Zugleich geht in ihnen die fortlaufende Erzählung weiter. Und ebenso ist der innere Zusammenhang der zweiten Strophe. Hier stehen sich die beiden Strophenhälften als Frage und Antwort gegenüber: die Frage zeichnet ein Bild, eine Szene; die Antwort läßt darin einen seelischen Inhalt erkennen; aber dennoch ist das Verhältnis der Strophenhälften umfassender, weniger verengt als beim Vergleichsgegenstand und der Ausdeutung eines jüngeren Gedichts: die äußere Szene des Niederwechfels ist beibehalten, die Erzählung geht weiter und die Erläuterung des äußeren Bildes durch ein inneres Verhältnis wird nicht ausdrücklich vorgetragen, sondern ergibt sich durch die Strophenanordnung wie von selbst. Und es ist tatsächlich die Strophenanordnung selbst, die diese Beziehungen in stets gleichblei-



bender, aber auch stark abwandlungsfähiger Weise schafft. Wie in der Wiederholung der Melodiezeilen, so entsprechen sich auch in der Bedeutung die beiden Strophenhälften, das in der einen Gesagte klingt in der anderen wieder auf und wird in ihr mitverstanden: die äußere Ordnung bildet die feste Grundlage eines inneren Zusammenhangs, der sich rein rational folgerichtig, erzählerisch, als Bild-Gleichnis-Verhältnis oder als Ballung von Formeln nicht verstehen läßt, sondern von all diesen Fügungsarten etwas in sich enthält und zugleich über sie alle hinausragt: jede Einzelaussage hat hier, abgesehen von ihrem unbestrittenen unmittelbaren Inhalt, noch einen sinnbildlichen Charakter, der weniger auf einer festliegenden symbolischen Sprache beruht, als daß er sich aus der Ordnung und dem Gesänge der Strophe jeweils ergibt.

Erst wenn wir die wirkende Kraft dieses in allen alten Volksliedestrophen zu erkennenden symbolischen Zusammenhangs erfaßt haben, können wir über das gefühlsmäßige Einverständnis mit der Strophenfügung, das notwendig stets ein modernisierendes Mißverständnis einschließt, zu einer klareren Aneignung dieser innerlich-äußerlichen Ordnungen, die sich als die ursprünglichen und eigentlichen erweisen lassen, weil sie unabhängig vom Gegenstand der Strophe überall wiederkehren und die Einheit bestimmen. Wir sehen also damit die »sprunghafte« Natur des alten Volkslieds, von der viel im Allgemeinen und wenig in sachnahen Beschreibungen die Rede ist, in einem neuen Lichte.

So verstehen wir nun auch die dritte Strophe. Sie setzt sich nicht aus lockeren Anklängen zusammen, sondern aus zwei Aussagen, die ihrem Wortinhalt nach ebenso deutlich voneinander abgehoben sind, wie sie sich ihrer Bedeutung nach entsprechen. Infolge der inneren Weite und der umfassenden Natur dieser Entsprechungen von sprachlich und inhaltlich höchst einfachen, sachlichen, nicht mit klingenden oder empfindsamen Worten erhöhten Aussagen stellt sich zugleich eine große innere Klarheit und Bewegtheit des dichterischen Eindrucks her, der durch keine Ausdeutung zu erschöpfen wäre.

Wir haben hier die Zeilenpaare regelmäßig als zeichenhafte Einheiten erkannt, aus denen die größere Einheit der Strophe zusammentritt. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß sich die einzelnen Zeilen innerhalb der Zeilenpaare ebenso verhalten: daß sie wie zwei Zeichen des gleichen Inhalts nebeneinander treten, unbeschadet dessen, daß sie sich inhaltlich ergänzen und erzählerisch fortführen. Das ist der innere Grund der oben erwähnten metrisch-sprachlichen Tatsache, daß alle Zeilen in solchen Strophen ein gewisses Maß von sprachlich-inhaltlicher Geschlossenheit haben, gleichgültig ob sie nun ganze Sätze oder in sich gerundete Satzteile bilden wie etwa eine Anrede oder eine Beifügung (»wohl durch den grünen Wald«). Wenn man sich unter diesem Gesichtspunkt die sprachliche Form der Strophen vergegenwärtigt, dann gewinnen erst die rhythmischen Gesichtspunkte, die wir anfangs herausstellten, ihre volle Bedeutung und wir erkennen, welch ein zugleich kräftiges und feines, festgeformtes und bewegliches Instrument der dichterischen Aussage die Vierzeilerstrophe des Volkslieds in ihren verschiedenen Ausprägungen ist; und wir lernen es würdigen, daß die neuere deutsche Lyrik seit Goethe sich immer wieder um dies scheinbar so anspruchslose Gedälde bemüht, in dem alle Möglichkeiten einer in unserem Volkstum altererbten dichterischen Sprachfügung beschlossen liegen.

Es bedarf kaum noch des Hinweises, daß sich im gesamten Lied die einzelnen Strophen ebenso zueinander verhalten wie in den Strophen die Zeilenpaare, wie in den Zeilenpaaren die

Zeilen: jede Strophe ist ein Zeichen des Ganzen, daß es zugleich weiterführt und ergänzt. So kommt der erstaunliche innere Fortgang des Liedes zustande, das von Bild zu Bild hinüberwechselt und so wenig Zusammenhang und Ordnung zu haben scheint, in Wirklichkeit aber aus einer heiteren Stimmung unmerklich und mit ebenso einfachen wie feinen Mitteln die Liedesflage entfaltet: ein dichterischer Vorgang, dessen Verlauf sich jeder Beschreibung entzieht und demgegenüber uns nur die Bewunderung vor diesem kleinen Volkskunstwerk deutscher Sprache bleibt. Diese dichterische Wirkung ist aber nichts Vereinzelteres, sondern reicht so weit, wie die alte Dichtersprache des Volkslieds, also ihre rhythmische, geordnete und sinnbildhafte Strophenordnung sich erstreckt. Was wir hier an einem kleinen Beispiel darzustellen versucht haben, ist die unpersonliche, aus dem gesamten Volkstum hervorgegangene Denk- und Dichtform des alten Volkslieds, an dem sich unsere jüngere Lyrik immer wieder erneuert und die, abgewandelt und verändert, auch die Grundlage unseres neuen Volkslieds geworden ist. Darum ist es wohl wichtig, sich nicht nur mit den jüngeren Volksliednachdichtungen oder mit den jüngeren, auf literarischem Wege überlieferten Volksliedern zu beschäftigen, wenn diese auch farbenreicher, inhaltlich ansprechender und modernem Denken zugänglicher sind als die einfachen, eigenwilligen alten Strophen, auf deren innerer Weite und Ordnung die besonderen Möglichkeiten der deutschen Lyrik beruhen.

Wir sind in unserer Betrachtung nur bis zu einem kleinen alten Volkslied vorgestoßen, das einen halb erzählenden Charakter hat. Der Kernbezirk des alten deutschen Volkslieds aber besteht aus großgefügtten, erzählenden Balladen. Aus der hier entwickelten Anschauung der Volksliedstrophe und ihres besonderen dichterischen Aussagewertes erheben sich Fragen an jener erzählenden Dichtung: wie kommt in ihr das rasch fortschreitende Wiedergeben von bestimmten und klar gezeichneten Ereignissen zustande, das doch eine Eigenart der alten Balladen ist? Nun aber zu entwickeln, wie gerade aus dieser strengen Dichtersprache und Strophenfügung des Volkslieds die inneren Möglichkeiten des Balladenvortrags entstehen, die die neuere Lyrik nur annäherungsweise der alten Ballade nachzugestalten weiß, jene besondere Wucht des großschrittigen, bedeutungsreichen erzählerischen Fortschreitens: das zu zeigen ist eine weitere Aufgabe, die über den hier gegebenen Rahmen hinausgeht.

### Franz Altheim / Germanen und Iranier (Fortsetzung)

3.

Die Goten saßen vor dem Zeltwechsel im südlichen Schweden. Die Insel Gotland, dann Wästern und Östergötland haben den Namen, haben auch archäologische Spuren (1) erhalten. Die Felsinschrift von Himmelstalund (Abb. 5) (2), die Runen auf der Schnalle von Bi (3) bestätigen, daß auch nach der Abwanderung beträchtliche Teile des Volkes in der Heimat verblieben. Gleich den nach Britannien fahrenden Mannen der Hengist und Horsa (4) sollen auch die Goten ihr Geschick drei Schiffen anvertraut haben (5). Zur See gelangten sie ans Baltische Gestade. Westpreußen bildete den Mittelpunkt ihres neuen Gebietes; die Gegend um die Weichselmündung wurde nach ihnen als »gotische Küste« (Gothiscandza) bezeichnet (6).

Zahlreiche germanische Lehnwörter, teilweise in die Zeit vor der ersten Lautverschiebung zurückreichend, zeigen, daß die Sinnen seit früher Zeit in Berührung mit den Germanen standen (7). Noch enger wurde sie, als die Goten zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Zw. über die Passarge hinaus nach Osten vorstießen. In Samland und in Ratangen erscheinen jetzt gotische Gräberfelder neben denen der ansässigen Aestii (8). Diese gaben ihre Namen dem westfinnischen Stamm (9), der ihn bis heute bewahrt hat. So wurden die Goten Nachbarn der Sinnen, die auf dem Ostufer der unteren Weichsel wohnten (10); sie werden als solche geradezu genannt (11). Erstmals geriet der germanische Stamm in den Bereich einer Nomadenkultur. Bereits hier waren iranische Einflüsse spürbar. Wieder zeigen Lehnwörter, diesmal aus uriranischer Zeit (12), daß diese Einflüsse hoch hinaufgingen. Die Darstellung eines Kentier-nomaden auf einem Elgillatagesäß aus Rheinzabern gibt diesen in iranischer Tracht, mit dem Baschlyt (13).

Doch scheint diese erste Begegnung in das Leben der Goten nicht tief eingegriffen zu haben. Die archäologische Hinterlassenschaft ist dieselbe an der Weichsel wie in Schweden (14). Auch das neue Land glich weitgehend der Heimat: ein sanft gewelltes Hügelland, kleinere Seen, Mischwald und leichter Buschschlag, alles durchzogen von dem schwer-süßen Geruch des Erntekrautes. Nur jene Helligkeit des Nordens, die die Lichter leuchtender, die Schatten farbiger erscheinen läßt und in seiner durchsichtigen Klarheit an die Tage des Spätherbstes gemahnt, trafen sie nicht mehr an. Sie waren im Begriff, das Land der hellen Nächte gegen die grenzenlosen Ebenen des Ostens, die Fernsichtigkeit gegen die Weiträumigkeit einzutauschen.

Von der Weichselmündung brachen die Goten von neuem auf. Wieder drängten sie nach Südosten: Hier waren die Länder am Schwarzen Meer. In diese Zeit fallen die Auswirkungen, die sich im Markomannenkrieg fühlbar machten (15). Andere Stämme, die gleich den Goten der skandinavischen Halbinsel entstammten, schoben diese vor sich her: die Burgunden nach dem Südwesten, die Wandalen von Schlesien aus donauwärts. Alles geriet in Bewegung. Die Semnonen, die nach Süddeutschland auswanderten, die Chauchen, die über den Niederrhein drangen, waren ebenso sehr Getriebene wie die Keltervölker, die Langobarden und jene Völkersplitter, die erstmals an der Donau neben den schon ansässigen Germanenstämmen hervortraten.

Eine gotische Sage (16) erzählte von dieser Wanderung. Danach war Tilimer, Sohn des Gabarig, der Anführer. Durch ein Sumpfgebiet und nach Überschreitung eines Flusses sei er in die fruchtbare Landschaft Oium gezogen. Da die Brücke über den Fluß zusammenbrach, heißt es weiter, mußte die eine Hälfte der Mannschaft zurückbleiben. Die anderen fielen in das Gebiet der Spaler ein und setzten sich an der Küste der Maeotis fest.

Das Sumpfgebiet waren die Pripet Sümpfe. Das zeigt der Fund der Lanzenspitze von Kowel mit ihrer gotischen Runeninschrift. Dann waren die »Auen« Oium (got. \*aujom) (17) die südrussische Steppe (18). Dort saßen die späteren Ostgoten, die im Gegensatz zu den Westgoten oder Terwingen, den »Waldbewohnern«, als »Grenzungen« »Feldbewohner« bezeichnet wurden (19). Die »Auen« und das hier gemeinte Feld weisen auf die gleiche Gegend. Die Spaler saßen zwischen Dnjepr und Don (20). Also war der Fluß, den die Auswanderer überschritten, der Dnjepr (21).

Auch an den Bodensunden wird die germanische Einwanderung kenntlich (22). In der nordwestlichen Ukraine erstreckten sich beiderseits des Dnjepr ausgedehnte Gräberfelder des No-



Abbildung 5. Runeninschrift von Himaristalund, Östergötland. Aufnahme E. Deutmann-Meyling.

maschi-Typus. Brand- und Skelettgrab sind hier wie in den gotischen (23) gemischt. Auch die Kleinfunde zeigen Formen, deren Herkunft sich nicht verkennen läßt: Fibeln mit umgeschlagenem Fuß, Schnallen, Knochenkämme, Eisenmesser (24). Die gleiche Denkmälergruppe ist über die ganze Westukraine und das östliche Ungarn (25) verbreitet und reicht bis an das griechische Gebiet am Nordufer des Schwarzen Meeres heran. Sie kennzeichnet die Ausbreitung der von Nordwesten herandrängenden Goten und Wandalen.

In Schernjachow bei Kirow fand sich ein Denar der jüngeren Konstantina (26), der einen zeitlichen Anhaltspunkt abgibt. Dasselbe gilt von der bereits genannten Lanzenspitze von Kowel: sie ist in das späte 2. Jahrhundert zu setzen (27). Da ihre Ornamentik Einwirkungen bosporanischer Formengutes zeigt (28), darf man vermuten, daß Teile der Goten damals bereits weiter im Süden saßen (29).

Mit diesem zeitlichen Ansatz stimmen zwei mittellindische Inschriften überein, die sich in einem buddhistischen Höhlentempel bei Junnar im Poonadistrikt (30) gefunden haben. Beide entstammen sie der Mitte des 2. Jahrhunderts (31). Hier werden die Yavana Irila und Cita »von den Gata« als Beisende genannt. Mit Yavana- »Griechen« wurden auch die einheimischen Bewohner griechischer Poleis im indischen Nordwesten, dann überhaupt die Völker der angrenzenden Westländer bezeichnet (32). In Gata- hat man die Goten, in Irila- germ. Erila- erkannt. Cita wird man ostgotischem Tzitta und altenglischem Tidda gleichsetzen dürfen. Die Anwesenheit der beiden Goten in Indien erklärt sich am ehesten, wenn das Volk damals bereits in Südrussland saß, zum mindesten sich auf dem Zug dorthin befand.



Auch die weite Entfernung, die auf den ersten Blick Schwierigkeiten macht, verringert sich, wenn man unter solcher Voraussetzung die politischen und Stammesverhältnisse betrachtet. Das Gebiet der Tocharer reichte, seitdem sie sich Baktrien unterworfen hatten, von den Steppen nördlich des Oxus bis an die Grenze Indiens. Über den Dorah-Paß drangen ihre Nachfolger, die Kuschä, um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Z. auf die indische Seite, nach Ghitral vor (33). Unter Kaniskha (34) (78–103) erstreckte sich das Reich der Kuschä über ganz Nordwestindien, südlich bis zum Bindhyagebirge (35), also bis in die Nachbarschaft von Junnar, dem Fundort der Weihinschriften. Kaniskha bekehrte sich und sein Volk zum Buddhismus; die Denkmäler dieser Religion (36) erstrecken sich von Gandhara über das obere Swat-Tal (37) bis zu den Ruinenstätten des heutigen Afghanistan: nach Hadda (38), Bamiyan (39), Balch (40) und den Heiligtümern auf dem Südufer des Oxus (41). Hier schließen sich nördlich die Soggher an, bei denen die Grundlagen der buddhistischen Mission bereits unter den Kuschä gelegt wurden (42).

Von der mittelasiatischen Steppe bis zum Dekkan reichte das geschlossene Herrschaftsgebiet der Kuschä. Pilger, die ein buddhistisches Heiligtum aufsuchten, konnten hier auf Sicherheit und Schutz rechnen. Nordwestlich schloß sich ein zweites, nicht weniger einheitliches Gebiet an: das der Alanen. Es erstreckte sich im Osten bis an den Aralsee, im Westen bis an den Don. Der Karawanenhandel, der hier hindurchging, behängte nach einem Wort Strabons (43) bereits die Norser, die Vorgänger der Alanen (44), mit Gold. Daß deren Beziehungen bis zum Ganges reichten, wußte noch das ausgehende Altertum (45). Nach Südrußland führte von Indien die »nördliche« Handelsstraße (46) (im Gegensatz zu der weiter südlich verlaufenden Seidenstraße), den Oxus abwärts und über das Kaspiische Meer (47). Aus Indien (48) empfingen die Alanen die Almandine, mit denen sie und später ihre gotischen Nachbarn die Flächen ihres goldenen Schmuckes überzogen.

Wieder trafen sich Germanen und ein Reitervolk iranischer Abstammung im südsteuropäischen Raum. Die Alanen waren der stärkste und der leitende Stamm der Sarmaten (49). Der Name von Iran und der der Alanen besagen dasselbe: daß es sich um »Arier« (altperf. *aryānām*) handelt (50). Zur gleichen Zeit, da die Goten von Nordwesten her in den südrussisch-sarmatischen Raum vorstießen, waren die Alanen von Osten aus daran gegangen, sich die restlichen sarmatischen Stämme zu unterwerfen. Beide Erobererwölker traten in enge Beziehungen; sie saugten gemeinsam im 3. Jahrhundert die Hoxianen, gefährliche Nachbarn Roms an der Donaufront, auf (51).

Noch weiter drangen die Alanen vor. Kurz nach der Mitte des 2. Jahrhunderts erschienen sie selbst an der Donau (52). Vermutlich waren diese Splinter bereits durch die Goten, die bis zur Marotis vorstießen, verdrängt worden (53). Einzelne dieser Germanen müssen schon damals mit den Alanen westwärts gewandert sein. Der nachmalige Kaiser Maximian wurde im Jahre 173 in einem Dorfe Untermyösens, auf dem Südufer der Donau, als Sohn eines Goten und einer Alanin geboren (54).

Waren die Alanen selbst Iranier, so waren die Griechenstädte am Nordufer des Schwarzen Meeres und mit ihnen das bosporanische Königreich stark iranisiert (55). Schon die sarmatischen Nachbarn wirkten hier ein. Sarmatische Tracht und Waffen drangen in die Städte (56). Die Könige trugen sarmatische Namen; sie ließen sich nach iranischer Weise zu Pferde, den obersten Gott anbetend, auf ihren Münzen darstellen (57). Mit den Alanen bestanden eben-

falls Beziehungen: die bosporanischen Herrscher hielten sich eigne Dolmetscher für das Sarmatische und für das Manische (58). Jetzt trat der gotische Druck hinzu: alles geriet in Abhängigkeit (59). Nur Kerikhy hielt sich bis in justinianische Zeit (60). Syvas dagegen fiel bald (61), und nach der Mitte des 3. Jahrhunderts wurde Olbia von den Goten erobert, seine Blüte vernichtet (62).

Auch hier, nicht nur in Berührung mit den Alanen, kamen die Goten in den Bannkreis der iranischen Kultur. Eine Durchdringung setzte ein und hatte tiefgreifende Wirkungen. Die iranischen und iranisierten Nachbarn haben den Goten entscheidende Züge ihres geschichtlichen Wesens übermittelt.

(1) G. Etzold, CAH. 11, 62; G. Müller-Klales bei H. Meinhart, Vorgesch. d. dten. Stämme 3, 1149; über Västergötland E. Graf Ögren in einem Berliner Vortrag: Öst. Allg. Stg. vom 14. 2. 1941. — (2) Wilhelm Bräunemann, Vom Ursprung der Runen 81 f.; W. Krause, Edict. Gel. Anz. 1941, 188; anders A. Norden, Runenberichte 1, 59 f., doch sehe ich nicht, daß er Zustimmung gefunden hat. — (3) W. Krause, Runiche Inschr. im Alt. Jahrb. 183 f. — (4) Hist. Brit. in Chron. Min., ed. Th. Mommsen 3, 171: tres ciulae. — (5) Jord., Get. 17, 4. — (6) H. Much bei Th. Hoops, Realleg. d. germ. Altertums 2, 8. — (7) R. S. Whitland, Indog. Forsch. 38, 48 f.; H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 60 f. — (8) G. Etzold, CAH. 11, 62; G. Müller-Klales, a. D. 1150. — (9) G. Etzold, a. D. 65. Über das Vorkommen der nordischen Rasse weiter östlich, im Raum südlich des finnischen Meerbusens: M. Ebert, Realleg. d. Vorgesch. 1, 342; G. Etzold, a. D. 65; vergl. 67. — (10) Ptolem., geogr. 3, 5, 8; über die Stige der Finnen R. Müllenhoff, Die Altertumskunde 2, 39 f.; 67 f.; Jhn, M. 6, 2186; M. A. Cassien, Ethnol. Vorles. über die altaiischen Völker 89 f.; W. Sommer, Gesch. Finnlands 1 f.; R. S. Whitland, Realleg. d. Vorgesch. 3, 369 f.; G. Etzold, CAH. 11, 66 f. — (11) I. G. Ptolem., l. c.; E. Schmidt, Östgermanen 195. — (12) H. Jacobsohn, a. D. 222 f.; anders R. S. Whitland, a. D. 369. — (13) A. Alföldi, Alt. schlesien 5, 267 f.; Ant. Darstell. g. Kenntnis d. Kultur der Völker 11. Die Annahme eines hellenistischen Originals scheint mir nicht sicher. Die Ausführllichkeit der Nachrichten des Tacitus über die Aestii und Finnen (Cerm. 45–46; dazu G. Etzold, CAH. 11, 66 f.) bleibt auffällig. Die Erwähnung des Bernsteinweges nach der baltischen Küste in römischer Zeit (Plin., n. h. 37, 45) gibt die Erklärung (G. Etzold, a. D. 65). Auf das gleiche Ereignis wird auch die Darstellung zurückgehen. Hellenistisch ist zum Unterschied das Stilk bei D. Stabenow, Hellenist. Silbergeräte in antiken Glasgefäßen 36 f. mit der rennmerkenden Nomadenfrau. Zur Datierung J. Hanser, Österr. Jahrb. 8, 83 f. — (14) E. Schmidt, a. D. 196; Fund einer gotländischen Wundelhunde im Mündungsgebiet der Welsch: G. Müller-Klales, a. D. 1152. — (15) Zum Folgenden E. Schmidt, a. D. 200 f.; W. Weber, CAH. 11, 350 f.; Rom, Herrschertum u. Reich 308 f. — (16) Jord., Get. 4, 27 f. — (17) Über germ. \*avi-: P. Kretschmer, Glotta 24, 7. — (18) R. Müllenhoff im Glossar von Th. Mommsens Jordanensangabe 163. — (19) J. Specht, R. 66, 224 f.; Jbn, 78, 141 Ann. 3; über das Alter der Spaltung G. Müller-Klales, a. D. 1166. — (20) Spalaci: Plin., n. h. 6, 22. — (21) R. Müllenhoff, a. D. 165; E. Schmidt a. D. 199. — (22) Zum Folgenden M. Ebert, Realleg. d. Vorgesch. 13, 112 f. — (23) G. Etzold, CAH. 11, 65 f. — (24) M. Ebert, a. D. 113 Taf. 43 C rechts; G. Müller-Klales, a. D. 1169. — (25) J. Kovács, Dolgozatok 3, 250 f. — (26) M. Ebert, a. D. 112. — (27) H. J. H. J. D. einheim. Annendekmaler des Festlandes 23 f. — (28) H. J. H. J. D. 22; 23. Wenn W. Krause, Germanien 1941, 462 f. die Langenplätze einem sichwandernden Goten des 3. Jahrhunderts zuschreiben will, so hat er übersehen, daß die Funde römischer Münzen aus Südschweden, Dänemark, Polen, Südwestrussland und der Moldau, die mit dem Kaiser Trajan einfallen, mit dem Tod des Septimius Severus abbrechen. Dazu Ethelberg, Scand. Archaeology 201 f.; weitere Fundliteratur bei J. Alföldi. Germanien 1939, 55 f.; Die Goldatenkaiser 79 f.; G. Dalcoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 49 Ann. 3. Damit entfallen die einzigen Zeugnisse, die sich für eine Rückwanderung während des 3. Jahrhunderts aufspüren lassen. Zu E. 463 sei bemerkt, daß andere Forscher die Urheime der Slaven südlich der Pripiet-Schlucht, am oberen Dniestr ansetzen (zuletzt G. Etzold, CAH. 11, 66). — (29) Mit diesem Ansat (vergl. Germanien 1939, 50 f.; 55 f.; Rhein. Mus. 90, 205 f.) finde ich mich in Übereinstimmung mit G. Dalcoviciu, Le problème de la continuité en Dacie 48 Ann. 3; W. Weber CAH. 11, 350 f.; Rom, Herrschertum und Reich 308 f.; E. Schmidt, a. D. 198 f.; J. Specht, R. 66, 224; W. Enßlin, Rhein. Mus. 90, 14. — (30) 120 km o. o. von Bombay; W. W. Sarn, The Greeks in Bactria and India 254 f. — (31) Et. Rom. Journ. R. Asiat. Society 1912, 379 f.; A. v. Premstein, Jbn. 60, 72 f.; H. Stittig, Scritti in onore di B. Nogara 472; Zweifel bei W. W. Sarn, a. D. 257 Ann. 2. — (32) W. W. Sarn, a. D. 417 f. — (33) W. W. Sarn, a. D. 342; 506. — (34) Zum Feltanjan W. W. Sarn, a. D. 352; N. E. Debevoise, A Political History of Parthia 68 Ann. 40. — (35) Weber, R. 9, 1376. (36) Sir Aurel Stein, On Alexanders Track to the Indus 17 f. — (37) Sir Aurel Stein, a. D. Abb. 23; 38 f. — (38) J. H. J. D. L'oeuvre de la délégation archéologique Française en Afghanistan 1, 4 f.; J. J. Barthou, Les fouilles de Hadda 1–3. — (39) J. H. J. D. 1, 19 f.; A. Godard, A. Godard und J. H. J. D. Les antiquités bouddhiques de Bamiyân 1 (nicht mehr erschienen). — (40) J. H. J. D. 58 f.; M. J. H. J. D. Notes sur l'Afghanistan 131 f. — (41) J. H. J. D. 63 f. — (42) H. J. D. 75, 275. — (43) 11 p. 506: ἐκπορεύοντες διὰ τὴν ἐμπορίαν. — (44) E. Charannes, T'oung Pao N. 8, 6, 558; 8, 195 f.;

M. Kostovtzeff, CAH. 11, 94. - (45) Ann. Marc. 31, 2, 16. - (46) Northern trade route, deren Bedeutung ich B. B. Zarn, a. D. 488 f., nicht zugeben kann. - (47) A. M. Sallgren, Euras. Sept. Ant. 8, 176 bezeichnet Kasafstan, nördlich des Kaspischen Meeres, geradezu als migration corridor. - (48) J. Strzgonowski, Altai-Exan und Völkerverwanderung 276. - (49) M. Kostovtzeff, CAH. 11, 93 f. - (50) J. Jacobsohn, a. D. 234. - (51) M. Kostovtzeff, CAH. 11, 95; 97. - (52) SAH., v. Marci 22, 1; v. Pl. 5, 5; Ptolcm., geogr. 2, 13, 2; Alanen in Noricum. Dazu J. Junge, Ostasien 79. - (53) E. Schmidt, a. D. 200. - (54) J. Althelm, Rhein. Mus. 90, 192 f. Der Aufsatz von E. Hohl, Klio 34, 264 f., ist, wie ich ausdrücklich bemerke, noch ohne Kenntnis meiner Aufstellungen geschrieben. Deshalb erübrigt sich ein Eingehen. Nur gumbäufig sei bemerkt, daß J. den Biographen des Maximilian von Mexiko als Fälscher ansieht. Damit setzt er voraus, was bewiesen werden müßte. Ich bleibe dabei, daß jede Nachricht einzeln auf ihren Wert geprüft werden muß. Das ist der einzige Weg, um Wertvolles von Fälschung und, wenn man will, Fälschung zu scheiden. - (55) M. Kostovtzeff, Iranians and Greeks 147 f.; Yale Class. Stud. 5, 192; 268; 298; Mon. Piot 6, 137 f. - (56) M. Kostovtzeff, CAH. 11, 97. - (57) M. Kostovtzeff, CAH. 11, 97; Yale Class. Stud. 5, 169; 175. - (58) Boll. Comm. Arch. 40, 112, Nr. 28; B. Satyschew, Inscr. Orae Sept. Ponti Eux. 2, 296 Nr. 862; CIL. 6, 5207. Dazu M. Kostovtzeff, CAH. 11, 96 Ann. 2. - (59) M. Kostovtzeff, Iranians and Greeks 216 f. - (60) Über die letzten Ausgrabungen: Amer. Journ. Arch. 1939, 121 f.; Dauer der Reichthumsgeheimnisse: a. D. 122; M. Kostovtzeff, a. D. 217; vergl. Yale Class. Stud. 5, 198 Ann. 47. - (61) Zusammenfassend E. Diehl, MÖ. 7 A, 1850 f.; über den Fall von Trazas 1862. Zof. 1, 42, 1 ist es in gotischer Hand. Ausgrabungen: P. Nicorejan, Ephem. Dacoromana 2, 378 f. - (62) M. Ebert, Südrußland im Alter. 228; A. Alfeldt, CAH. 12, 142; M. Kostovtzeff, Yale Class. Stud. 5, 192; E. Schmidt, a. D. 210.

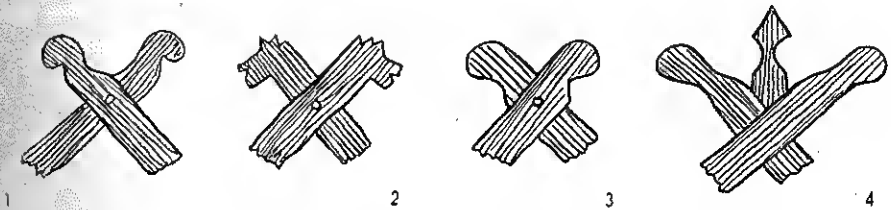
## Carl D. Wandell Germanische Sinnbilder im nordöstlichen Raum

Es ist zwischen Märschen und Gesechten im russischen Krieg wenig Gelegenheit geblieben, sich mit anderen als den Dingen des Krieges zu befassen. Dort jedoch, wo man an ruhigeren Tagen erhaltenen Bauernhäusern begegnete, war man erstaunt über den im Verhältnis zu allen anderen Gegenständen reichen und vielfältigen Schmuck. Diese schmuck- und sinnbildreiche Form des russischen Hauses findet sich allein an den alten Gebäuden, während Schmuck den Häusern, die in den letzten 20 Jahren gebaut sind, fast immer fehlt oder durch sinnbildlose Verzierungen in geometrischen Formen ersetzt wird. Der Raum, in dem nachstehende Beobachtungen gemacht sind, ist sehr unterschiedlich in Bezug auf sein Volkstum. Er ergibt sich im wesentlichen aus dem Weg des Verfassers im nördlichen Teil Rußlands, der durch litauisches, polnisches, weißrussisches Gelände führend, endlich in Ingermanland vorläufig endet.

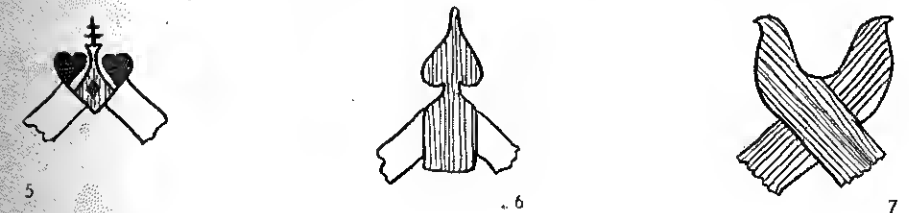
Es wäre eine schöne und befriedigende Aufgabe, durch systematische Forschung in diesen Gebieten gründlichere Feststellungen zu treffen und dabei auch etwa die Unterschiede zwischen den einzelnen genannten Volksgruppen genau festzustellen. Es soll der Zweck dieser kleinen volkstümlichen „Reisebeschreibung“ sein, hierzu anzureizen. Es muß jedoch festgehalten werden, daß allein aus dem vorliegenden und dem Verfasser bekannten Material bereits jetzt der Schluß auf erheblich starke deutsch-germanische Einflüsse im russischen Hausbau gezogen werden kann, wenn man nicht überhaupt das russische Holzhaus als Erfolg germanischer Pionierarbeit durch längere Zeiten ansehen will. Es bleibt dabei vorläufig gleich, welchem der vielfachen germanischen Einflüsse im russischen Raum man dabei den Preis zuweilen will. Durch den Blockhausbau sind die Stellen, an denen wir Verzierungen suchen und finden, beschränkt. Es sind im wesentlichen am Äußeren des Hauses Tür, Fenster und Giebel. In

Gegenden, wo ein Verkleiden des Blockbaus mit Brettern üblich ist, kommen dann noch die Häusercken hinzu.

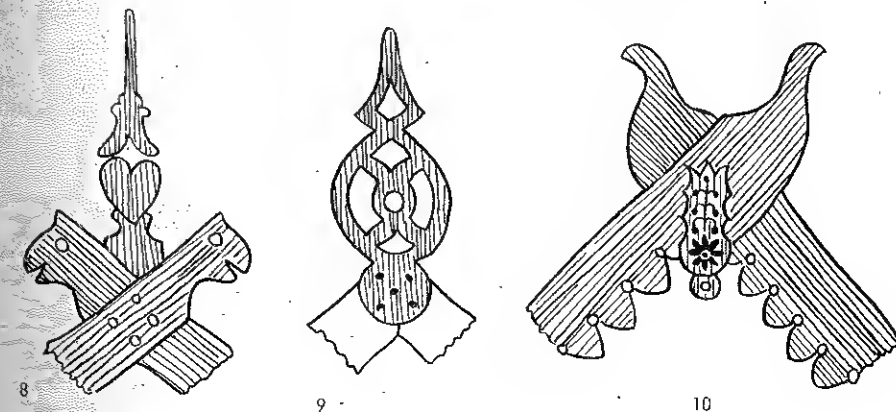
Auch an älterem Hausrat finden sich schöne, sinnbildreiche Verzierungen, doch ist es selten, solchen Hausrat zu finden, da er, meist zerstört - oft verschleppt, sich außerdem nur in älteren Häusern erhalten hat. Die Anzahl der hölzernen Häuser mit einem Alter von über 30 bis 40



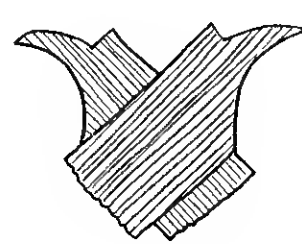
Jahren ist sehr gering, weil das allgemein feuchte Klima, das Fehlen jeder Vorbeugung gegen den Verfall des Holzes und die grenzenlose Verlotterung unter der sowjetischen Herrschaft diese bereits weitgehend zum Verschwinden brachten. Der Ausdruck „sterbendes Dorf“ trifft hier oft zu. Bleibt einmal eine Ahnung von der früheren freundlicheren Schönheit



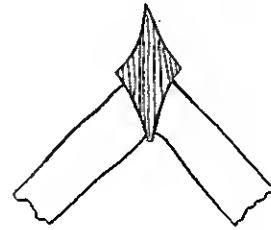
eines Dorfes, so kann man von Glück sagen. Alles übrige ist verfallen oder geht dem Verfall entgegen, da niemand Interesse daran hat, etwas zu erhalten, was ihm nicht gehört und aus dem er jeden Augenblick vertrieben werden kann. Etwas besser ist dies Bild lediglich im Raum der früheren Baltischen Staaten und in einem Teil des Gebietes, das die Sowjets als Erbe Polens an sich rissen, weil hier die Bolschewisierung noch nicht so schnell wirken konnte.



Von Ostpreußen ausgehend finden wir noch weit ins litauische Gebiet hinein die aus dem niederländischen Hausbau hervorgegangene Kreuzung der Giebelbalken oder Bretter und deren Verzierung mit mehr oder minder stilisierten Tierkopfformen (Zeichnungen 1-4, 7, 8, 10, 11). Je mehr wir uns dem russischen Gebiet nähern, und in diesem selbst, werden

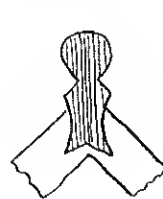


11

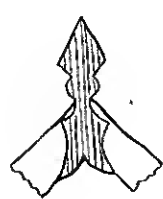


12

diese Giebelzieren abgelöst durch kunstfertig verzierte Bretter, meist gefügt, die am Giebel mit Nägeln befestigt sind (Zeichn. 5, 6, 9, 12, 13-19). Daß hierbei bewußt Sinnbilder verwendet sind und diese als Heilszeichen angebracht wurden, ergibt sich schon aus den beigelegten Zeichnungen. (Das geringe Filmmaterial des Verfassers wurde durch Wassereinwirkung fast völlig verdorben.)



13



14



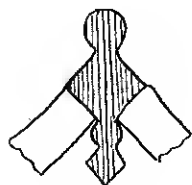
15



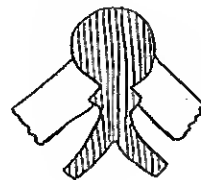
16

Auch der obere dreieckige Teil des Giebels wird oft mit Sinnbildern verziert, meist indem die Bretter oder Balken als Kanten oder in Form einer Halbmonde eingebaut werden (Zeichn. 33 a, 33 b).

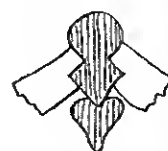
An Tür und Fenster, aber auch an besonders reich verzierten Giebeln erregen seine Sägearbeiten die Aufmerksamkeit. Sie haben neben reinen, oft recht fantasiereichen Schmuckformen



17

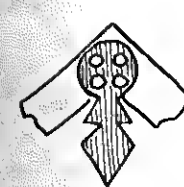


18

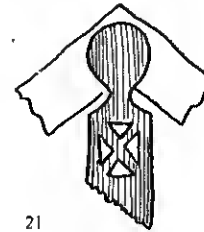


19

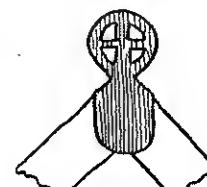
auch meist reichen Gehalt an Sinnbildern. So finden wir hier das Herz (Zeichn. 5, 8, 19, 39, 44), das Radkreuz (Zeichn. 22, 26, 44, 82), die Raute (Zeichn. 12, 16, 17, 19, 49, 50, 53, 82), Halbmonde (Zeichn. 38, 46), Tierpaare (Zeichn. 39, 41, 43), Schwan (?) (Zeichn. 83), Wendel, Doppelwendel (Zeichn. 24, 25, 40, 41, 45), Sechse und Achteck (Zeichn. 10, 23, 27, 34-37,



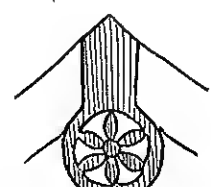
20



21



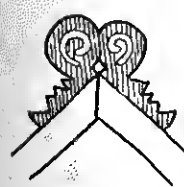
22



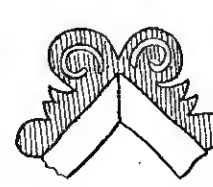
23

42, 48), Ovale (Zeichn. 9, 41, 54, 8), Lebensbaum (Zeichn. 10, 43, 47, 49-51, 57, 79-81), Malzkreuz (Zeichn. 50, 52, 54 J).

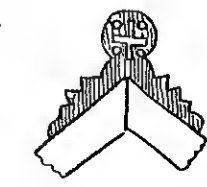
Silberlich besonders schöne Sinnbilder sind an den Giebelbrettern der Häuser, mit denen man die Balkenköpfe vor der Fäulnis schützt, jedoch nur an älteren Häusern festzustellen (Zeichn. 49



24



25

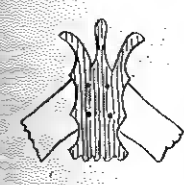


26

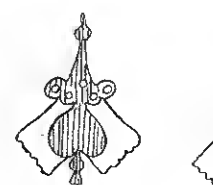


27

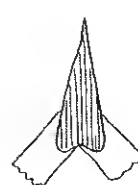
bis 53). Wie sehr diese Zeichen hier als bewußtes Sinnbild zu werten sind, beweist allein die Tatsache, daß an einigen Häusern an Stelle der alten Heilszeichen der Sowjetstern oder die stilistisch scheußliche Verbindung von Hammer und Sichel angebracht wurden. Dabei ist darauf hinzuweisen, daß gerade der Stern, ob als fünfzackiger Sowjetstern oder auch sonst nicht als Sinnbild an alten Häusern auftritt.



28



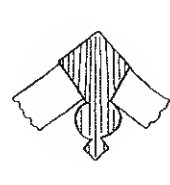
29



30



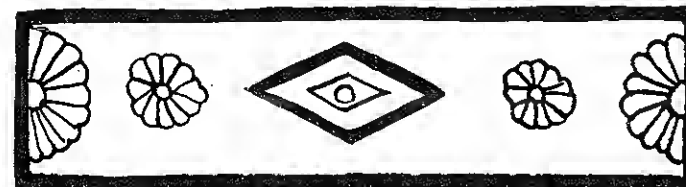
31



32



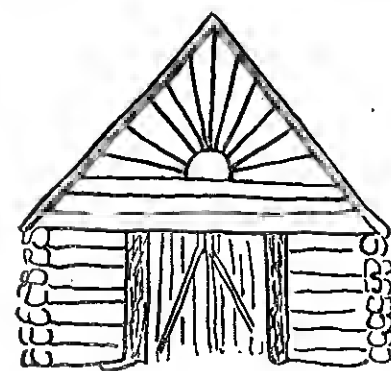
Im litauisch-polnischen Randgebiet sind die Lustlöcher über den Scheunentoren häufig in der Form des Eisernen Kreuzes eingeschnitten (Zeichn. 55). Daß es sich dabei nicht um eine willkürliche Formgebung handelt, wird deutlich, wenn sich diese Form auf einem verhältnis-



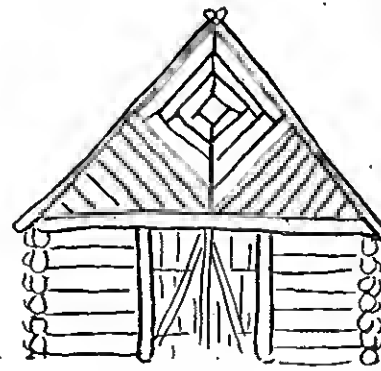
33

mäßig gepflegten Gutshof auf ehemals polnischem Gebiet fünfsach am Scheunentor als Schmuck aufgesetzt findet (Zeichn. 56).

Lustlöcher in Scheunengiebeln sind fast immer als Sinnbilder geformt. Nur in seltenen Fällen

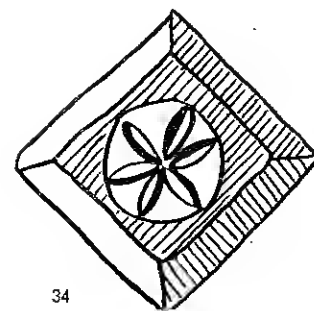


33 a

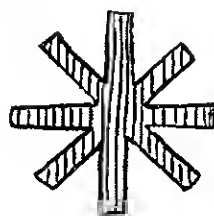


33 b

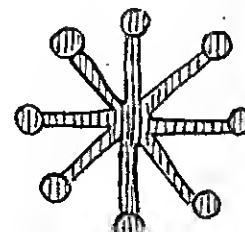
hat man, lediglich dem Zweck entsprechend, einfache Vierecke aus den Brettern gefügt. Es finden sich der Kreis, Halbbogen, Kante, Malkreuz, ovalähnliche Formen, Halbmond (Zeichn. 54 A-D).



34

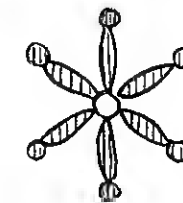


35



36

An den häufig vorgebauten Lauben über den Türen beobachtet man in mehr oder weniger kunstvoller Form den Sechsstern, weniger häufig auch den Achsstern (Zeichn. 35-37). Wenige Reste alter Farbanstriche lassen ahnen, daß früher dem an sich lebhaften Bilde eines



37



38

Hauses durch Farbigkeit noch besonderes Leben gegeben wurde. Allerdings entsprechen die Farben in ihrer Zusammenstellung nicht immer unserem Geschmack; denn es besteht eine bewußte Vorliebe für grelle Zusammenstellungen. Es darf nicht erstaunen, wenn man an einem Fenster Ochergelb neben knalligem Violett und heißem Grasgrün anwendet.

Im Innern der Häuser, die man ihrer kriechenden Bewohner und des starrenden Schmutzes wegen nur zögernd betritt, bildet der große Ofen die Mitte. Er dient in einem flacheren Teile zugleich als Lagerstatt. Die Wände sind weiß oder in blasser Rosa - Blau - Violett - Grün gestrichelt, wobei das Weiß vorherrscht. Fast überall - auch im sowjetischen Teil - blieb die



39



43



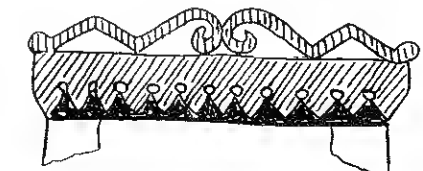
40



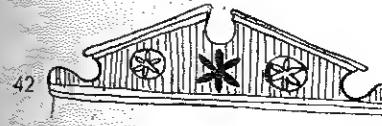
44



41



45



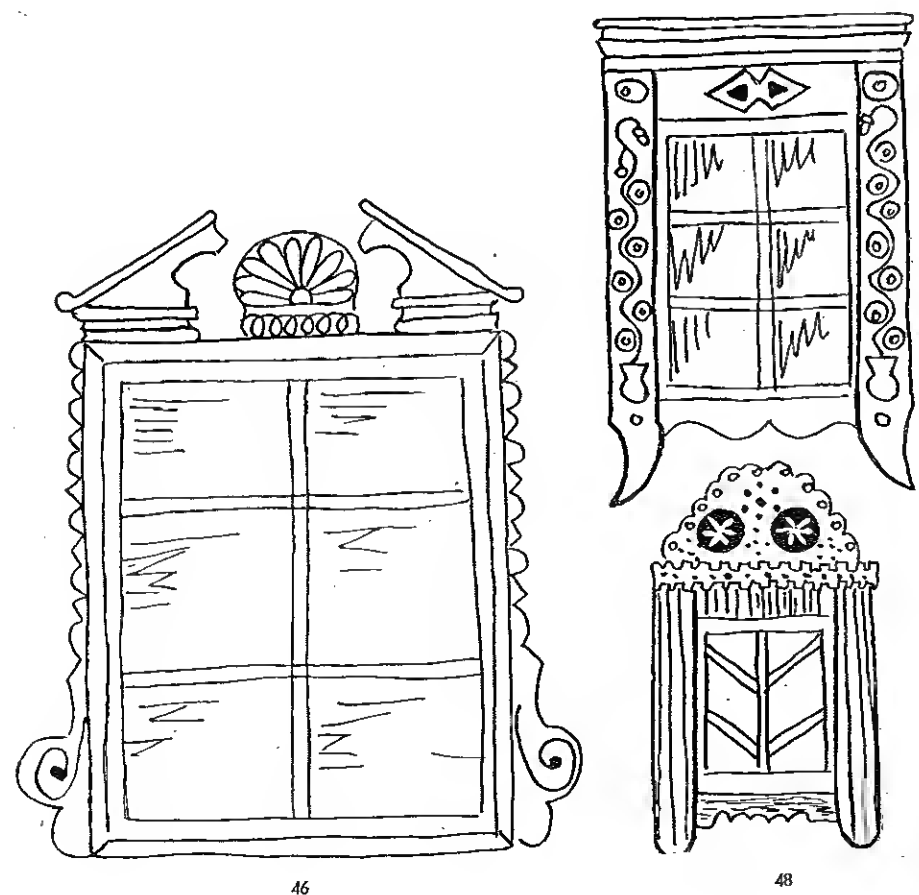
42

Ikonnenecke erhalten. Die Ikonen sind überall kaum älter als 30 bis 40 Jahre. Meist ist es billige Massenware, die durch grelle Bunttheit und Aufwand von Goldrahmen und Goldgeranke das Auge fesselt. Auch selbstgefertigte Papierblumen sind dort zu finden, die mit viel Geschick in blauem, rotem, grünem und weißem Papier gefertigt sind. Hier treffen wir wieder auf Sechse- und Achteckstern und besonders verzierte Klauten.

Wandbemalung fand der Verfasser nur einmal in einem Haus an der litauisch-weißrussischen Grenze. Dabei handelte es sich um ungelente Darstellungen des Lebensbaumes, die in rot, blau, grün und schwarz und in ziemlicher Größe über die weißgeputzten Wände verteilt waren. Gerade diese häuerliche Einfachheit ließ jedoch die Malereien besonders reizvoll erscheinen (Bild 57 A-B).

Wenige alte Hausgeräte, wie Spinnräder oder Flachshalter zeigten Bemalungen mit Blumen in Form von Sechse- und Achteckstern, Herz mit und ohne Vogelpaar.

Auch dort wo die Verzierungen keine Sinnbilder waren, weisen sie durch ihre Form und ihren Stil auf germanische Elemente hin (Zeichn. 58-78). Dies war sehr deutlich an der Süd-



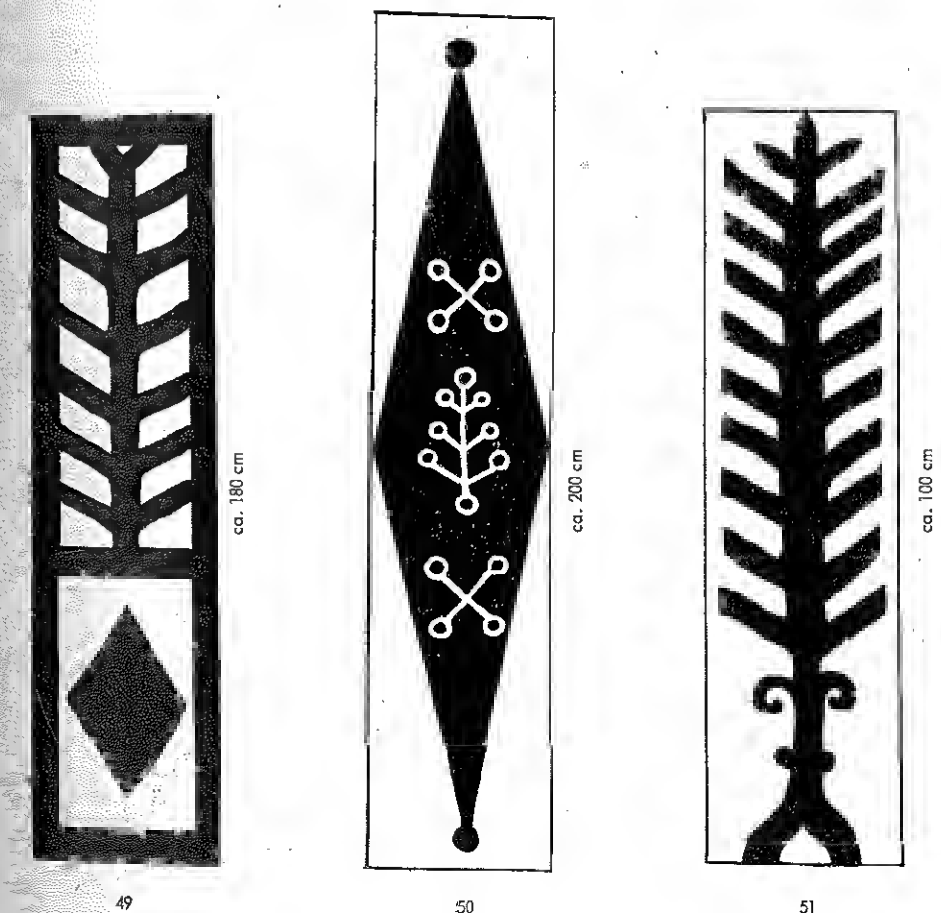
grenze des Ingermanlandbezirks zu spüren, wo plötzlich rein östliche, beinahe türkisch-tatarisch anmutende Ornamente in Erscheinung traten.

Diese Darstellung verfolgt lediglich den Zweck, anzuregen und etwa gesammeltes Material zusammenzuführen. Sie sind die Summe von Zufallsfunden auf einem Wege, dessen Verlauf der Verfasser nicht bestimmen konnte. Da durch die Umstände des Krieges und fehlendes Filmmaterial häufig auf das Festhalten vieler Dinge verzichtet werden mußte, bleibt der Aufsatz auch sonst Stückwerk. Es wäre jedoch erfreulich, wenn sich weiterer Stoff fände oder eine planmäßige Arbeit die Richtigkeit der Annahme germanischer Elemente in Hausbau und Volkskunst der Russen bestätigte.

#### Anhang.

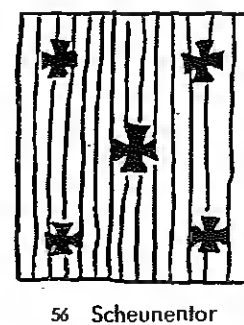
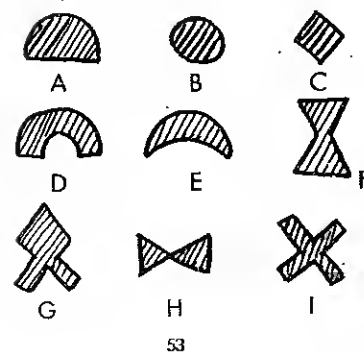
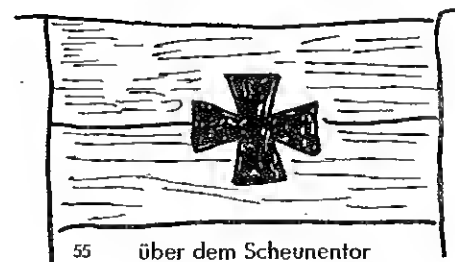
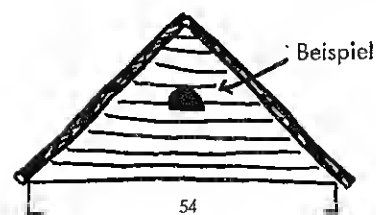
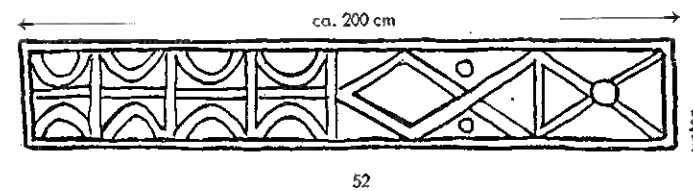
Kurz nach Beendigung der vorstehenden Hinweise wurde ich auf das Buch „Zinnebeelden in Nederland“ von W. J. van Heemskerck-Dijer und H. J. van Houten aufmerksam.

Die auffällige Gleichheit vieler Formen ist eine schöne Bestätigung obiger Vermutung.



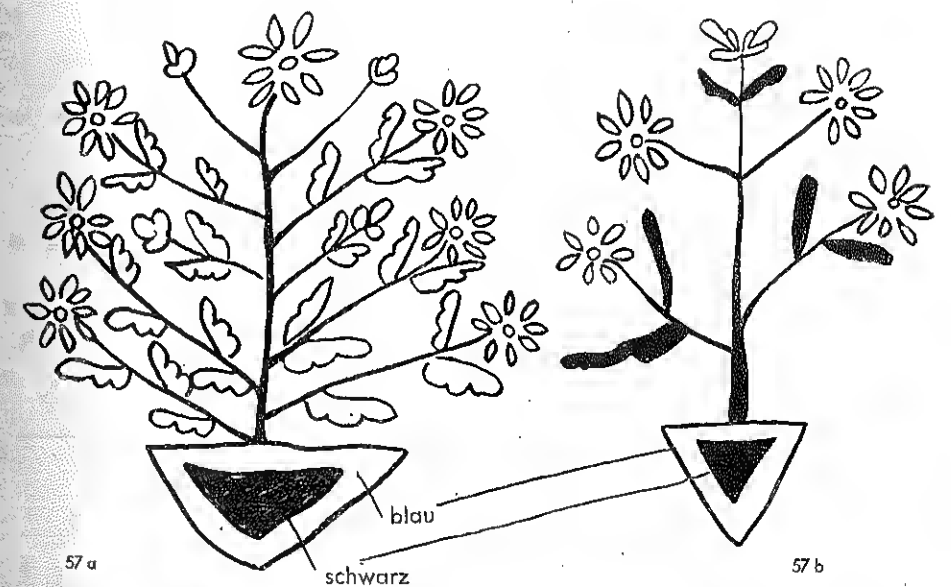
Für den Leser, dem das Buch zugänglich ist, füge ich nachstehende Tabelle bei. Die erste Nummer gibt die Seitenzahl im Buch von Heemskerck-Houten an, die zweite die Nummer unserer Zeichnung.

Heemskerck-Houten S. 57 Zeichn. Nr. 9  
 Heemskerck-Houten S. 63 Zeichn. Nr. 27  
 Heemskerck-Houten S. 69 Zeichn. Nr. 46  
 Heemskerck-Houten S. 84 Zeichn. Nr. 84  
 Heemskerck-Houten S. 85 Zeichn. Nr. 85



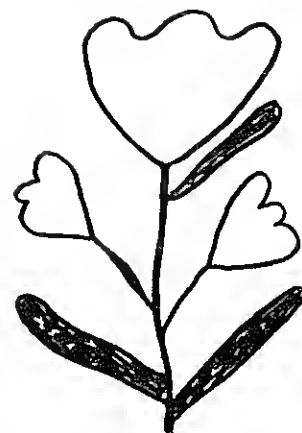
Eine innere Verwandtschaft ist weiter festzustellen bei den Bildern:

Heemskerck-Houten S. 128-130 Zeichn. Nr. 1-3 u. 8  
 Heemskerck-Houten S. 133-135 Zeichn. Nr. 83  
 Heemskerck-Houten S. 96, 98, Zeichn. Nr. 86  
 Heemskerck-Houten S. 100, 101, Zeichn. Nr. 86

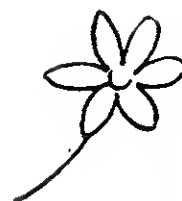


Dies soll nur als Hinweis gelten. Man kann die Vergleichung noch vermehren. Die Annahme, die sich zuerst aufdrängt, daß hier holländische Einwanderer in Rußland befruchtend wirkten, hält jedoch nicht stand, wenn man bedenkt, wie weiträumig das Gebiet ist, in dem die Zeichnungen zu diesem Beitrag gemacht wurden.





57 e



57 f

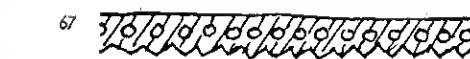
# Ortsnamen-Verzeichnis:

- 1 Litauen bei Dita (Litauisch)
- 2 Litauen bei Dita (Litauisch)
- 3 Litauen bei Dita (Litauisch)
- 4 Kocelniki (Litauisch-polnisch)
- 5 Kocelniki (Litauisch-polnisch)
- 6 Hwosdomicze bei Komaja (polnisch)
- 7 Zuki bei Postawy (weißrussisch)
- 8 } bei Postawy (weißrussisch)
- 9 }
- 10 Zuki (weißrussisch)
- 11 Zuki (weißrussisch)
- 12 Klinowe bei Luzki (russisch)
- 13 }
- 14 }
- 15 } bei Dina an der Düna (russisch)
- 16 }
- 17 }
- 18 } bei Alexandrowka (russisch)
- 19 }
- 20 Michalkino bei Noworossch
- 21 Kamenka (russisch)
- 22 Kusnezowa
- 23 Schalgino
- 24 } an der Straße nach Petersburg
- 25 } nördlich Nowgorod
- 26 }

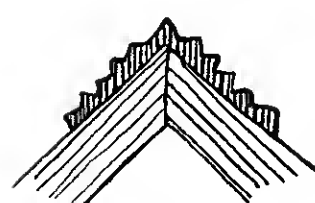
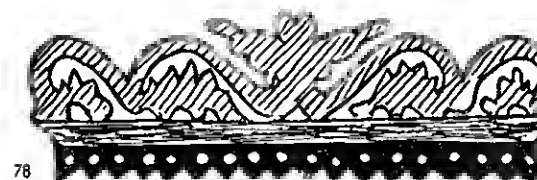
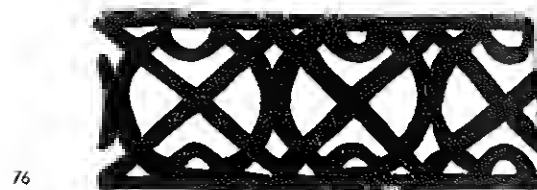
- 27 Bolnaja Goria ostwärts Nowgorod
- 28 } Zuki bei Postawy (weißrussisch)
- 29 }
- 30 Klinowe bei Luzki (weißrussisch)
- 31 bei Bontscharowo (russisch)
- 32 bei Alexandrowka (russisch)
- 33 Litauen (typische Formen)
- 34 Wiktorosze (Litauisch-polnisch)
- 35 bei Zerkowitsche (russisch)
- 36 an der Düna
- 37 Bontscharowo (russisch)
- 38 Schutyei bei Nowgorod (russisch)
- 39 Kocelniki (Litauisch-polnisch)
- 40 } Hwosdomicze bei Komaja (polnisch)
- 41 }
- 42 Pietraby bei Postawy (weißrussisch)
- 43 Zuki bei Postawy (weißrussisch)
- 44 Michalkino bei Noworossch
- 45 wie bei 43
- 46 wie bei 38
- 47 wie bei 42
- 48 wie bei 42
- 49 Gribowo bei Noworossch (russisch)
- 50 Gorjaschewo (russisch)
- 51 etwa 5 km südwestlich Noworossch
- 52 Sporokino (russisch)

- 53 wie bei 38
- 54 an der Düna bei Dina (Typen)
- 55 wie bei 4
- 56 Rogorossyna (polnisch)
- 57 wie bei 34
- 58 } wie bei 1-3
- 59 }

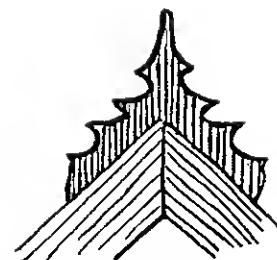
- 60 wie bei 1-3
- 61 } wie bei 4
- 62 }
- 63 } wie bei 6
- 64 }
- 65 } wie bei 42
- 66 }



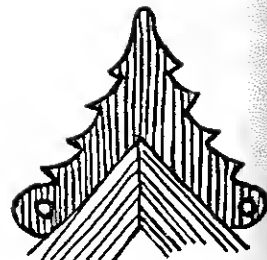
- 67 wie bei 42  
 68 wie bei 6  
 69 } wie bei 10  
 70 }  
 71 } wie bei 42  
 72 }  
 73 wie bei 12  
 74 wie bei 12  
 75 wie bei 31  
 76 wie bei 21  
 77 wie bei 42  
 78 wie bei 7  
 79 } zwischen Nowgorod  
 80 } und Ladogasee (russisch)  
 81 } zwischen Nowgorod  
 82 } und Ladogasee (russisch)  
 83 }  
 84 Kortschilowo (russisch)  
 85 Zuki bei Postawp  
 86 an der Düna bei Jerkowische.



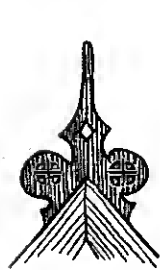
79



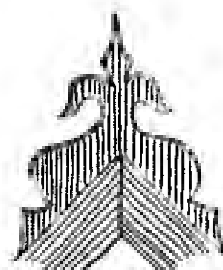
80



81



82



83



84



85



86

## Hanns A. Potratz / Zweikampf und Schicksalsfindung

Im 13. Jahrgang dieser Zeitschrift hat E. Cornelius eine kleine Studie dem Zweikampf gewidmet (1). Der Verfasser führt eine Anzahl von alten Zeugnissen an, die den Zweikampf bei den indogermanischen Völkern seit alters im Gebrauch zeigen. Er glaubt dabei zu der Feststellung zu gelangen, daß den ältesten Zweikämpfen noch nicht der Sinn des Gottesgerichtes untergelegen habe.

Es will mir scheinen, daß mit diesem Schluß doch das wesentliche Kennzeichen der altindogermanischen Zweikämpfe erkannt wird. Zwar hat Cornelius schon recht, daß sich im Zweikampf nicht die Götter offenbaren. Aber das ganz persönliche Schicksal der Krieger wurde in ihm sichtbar, dem entgegenzuwirken auch der äußersten Tapferkeit unmöglich war. Ich finde immer, daß die Schicksalsverfallenheit der germanischen Menschen nicht genügend berücksichtigt wird, die das Schicksal allerdings nicht als das sinnlose Wirken einer fernen Macht erkannt hat, sondern welche die Zwangsläufigkeit des menschlichen Handelns und Vermögens in seiner Abhängigkeit von den ererbten Kräften zutiefst eins wußte.

Am Anfang einer Erzählung über den Zweikampf werden wir die Beobachtung des Tacitus stellen müssen (2): »Um den Ausgang schwerer Kriege zu erraten, bedienen sich die Germanen noch einer anderen Art von Wahrzeichen. Sie suchen auf jede Weise einen Mann aus dem Volke, mit dem sie im Kriege liegen, in ihre Gewalt zu bekommen und lassen ihn dann mit einem aus ihrer Mitte Auserwählten – einen jeden in den Waffen seines Landes – kämpfen. Den Ausgang des Zweikampfes betrachten sie als Vorbedeutung für den Ausgang des ganzen Krieges.«

Hier ist es deutlich, daß der Zweikampf in einen großen überweltlichen Zusammenhang gestellt ist. Aber noch ein weiteres zeigt diese Überlieferung. Das Schicksal des Einzelnen ist so untrennbar mit dem seines Volkes verbunden, daß beide notwendig gleichlaufen müssen. Der Führungsauftrag, der dem auserwählten Einzelnen von der Volksgemeinschaft übertragen wird, erhält von dieser Sicht jene sakrale Bedeutung, die wir noch im Mittelalter an manchen Zügen des deutschen Königtums beobachten können.

Der Zweikampf ist die Schicksalsfindung für den Einzelnen, für die Volksgemeinschaft. Diese Form der Erkenntnis des augenblicklich Notwendigen, der Beschaffenheit des Fades der Normen, geht weit in die indogermanische Vergangenheit zurück.

In unser aller Erinnerung ist jener jagennwobene Kampf aus der Frühzeit Roms, bei dem die Brüderpaare der Horatier und Curiatier gegeneinander antraten (3). Obwohl es bei diesem Kampf des aufstrebenden Roms mit seiner Rivalin Alba Longa um Sein oder Nichtsein jeder Seite ging, standen beide Parteien nicht an, ihr Schicksal je drei Brüdern zu übertragen. Der Ausgang des Kampfes sollte Sieg oder Niederlage des ganzen Volkes bedeuten.

Deutlicher als in der oben erwähnten Stelle des Tacitus, die zunächst mehr den Eindruck einer Befragung – eines Drafels – macht, zeigt sich hier, daß das Schicksal des Einzelnen mit dem seines Volkes aufs engste verbunden ist. Leider ist nicht klar genug zu erkennen, ob das für jeden Beliebigen oder nur für den besonders Erwählten gilt. Die letztere Meinung hat mehr Gründe für sich, wenngleich das in den Quellen nicht ausdrücklich hervorgehoben wird.

Aber in dieser römischen Stammesage aus der Mitte des 1. Jahrtausends v. d. Zv. haben wir noch nicht die älteste Bezeugung der Schicksalsbefragung durch beauftragte Kampfes-träger. Ich habe schon einmal an anderer Stelle auf die Spur eines solchen Kampfes im hethitischen Schrifttum hingewiesen (4). Hans Ehelolf hat eine Festbeschreibung aus den Tontafeln des hethitischen Staatsarchivs von Boğazköy mitgeteilt, das durch deutsche Ausgrabungen vor dem Weltkrieg entdeckt wurde, deren hauptsächlich Handlung in einem Scheinkampf zweier Gruppen gegeneinander besteht (5). Ich lasse hier den Wortlaut nach der Übersetzung Eheloffs folgen (6):

- »9 Darauf teilt man die wehrbare Mannschaft ab in Hälften, und diese benennt man:  
10 Ihre (eine) (ab)geteilte Hälfte heißt man, Männer von der Stadt Hatti',  
11 Ihre (andere) (ab)geteilte Hälfte aber heißt man, Männer von der Stadt Maša'.  
12 Und es haben die Männer der Stadt Hatti Waffen aus Bronze, die Männer der Stadt Maša aber  
13 haben Waffen aus Rohr. Nunmehr kämpfen sie miteinander,  
14 und die Männer von Hatti siegen; sie ergreifen einen Gefangenen  
15 und überantworten ihn der Gottheit. Danach schaffen sie die Gottheit hinauf und  
16 bringen sie fort in den Tempel. Das GİSZAG-GAR-RA stellen sie hin,  
17 ein Brot von einer, Handvoll' brechen sie, Bier bringen sie als Gussopfer dar, die šasannaš (7)  
stellen sie hin.«

Es handelt sich also um den Kampf zweier Gruppen gegeneinander, deren Stärke nicht angegeben ist. Die eine wird als »Leute von Hatti« – also als Hethiter –, die andere als »Leute von Maša« (d. i. einer anderen kleinasiatischen Stadt) bezeichnet. Beide aber haben eine unterschiedliche Bewaffnung: während die Hethiter mit Bronzewaffen kämpfen, sind die Mašaleute nur mit Holz Waffen versehen. Damit ist also für einen ganz bestimmten Ausgang dieses Schaukampfes vorgesorgt. Die Hattileute sollen die Vertreter von Maša besiegen.

Man bezeichnet solche Begegnungen zwischen Partnern von ungleicher Kampfstärke als »Scheinkämpfe«, weil ihnen die Echtheit des Ergebnisses fehlt. Für solche Scheinkämpfe liegen eine Anzahl völkerkundlicher Vergleiche vor, auf die bei der Besprechung des Eheloffschen Aufsatzes hingewiesen worden ist (8). Eine weitere Parallele, auf die mich mein Lehrer Joh. Friedrich in Leipzig aufmerksam gemacht hat, habe ich selbst angeführt (9). Diese Fälle können aber mit der hethitischen Quelle in keine geschichtliche Verbindung gebracht werden. Sie scheiden daher für unsere Betrachtung aus.

In der hethitischen Festaufführung war also von vornherein beabsichtigt, daß die Hattileute Sieger wurden. Versuchen wir den Sinn dieser zunächst rätselhaften Anordnung zu erfassen, so können wir wohl kaum darin fehlgehen, daß das Ritual eine für die Hethiter siegreiche Schlacht der Vergangenheit in der Erinnerung der Nachwelt festzuhalten sich bemühte. Diese Auffassung des Festspiels als Niederschlag einer geschichtlichen Begebenheit hat auch schon Ehelolf selbst vorgetragen (10). Man kann es für wahrscheinlich halten, daß diese Schlacht bei der hethitischen Landnahme stattgefunden hat.

Die Auswahl bestimmter Mannschaften nun, glaube ich, läßt die Vermutung zu, daß die Entscheidung in der geschichtlichen Wirklichkeit gleichfalls durch eine begrenzte Zahl ausgewählter Einzelkämpfer erfochten worden ist. Damit hätten wir also auch in diesem hethiti-

schen Ritual eine alte Bezeugung des Zwei- bzw. Gruppenkampfes als eines Mittels zur Schicksalsfindung vorliegen, wie er schon in altindogermanischer Vorzeit bestanden zu haben scheint.

Auch wenn wir das erwähnte Zeugnis des Tacitus nicht hätten, dürften wir das Vorhandensein des Zweikampfes in diesem Sinne im vorchristlichen Germanentum aus der großen Bedeutung des »Gottesurteils« im kirchlichen Mittelalter schließen. Das Gottesurteil kann nicht auf die christliche Lehre zurückgeführt werden, der es ausgesprochen zuwiderläuft. Es ist also so, daß die Kirche ein vorchristliches Volksgut übernehmen mußte, weil es zu stark in der germanischen Vorstellungswelt befestigt war. Allerdings mußte man den Zweikampf der christlichen Lehre anpassen. Und dieser Weg zum »Gottesurteil« ist sehr aufschlußreich.

Der klaren indogermanischen Denkungsart hat es ferngelegen, im Zweikampf eine absolute Wahrheitsfindung zu sehen. Das zeigt sehr deutlich der Kampf der Horatier und Curiatier. Das war kein Gottesurteil, das darüber entschied, daß nur der »gerechte« Teil Sieger bleiben konnte. Mir will scheinen, daß hier am klarsten deutlich wird, daß man in wirklichkeitsnaher Erkenntnis die Schicksalsstunde gekommen sieht, der man mit äußerster Satzkraft aber nicht mit Selbstaufgabe entgegensteht. Man kämpft, aber geht verlierend nicht unter; weil zwar das Schicksal gegen einen steht, aber der Wert und die Ehre davon nicht betroffen werden können.

Diesem großartigen Wirklichkeitsinn, der die weltweite Freiheit der Person geschaffen hat, wird durch die Einführung des christlichen Gottesgedankens die Grundlage entzogen. Setzt man an die Stelle des Schicksals, d. i. der Günst oder Ungünst der Stunde, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, dann wird die Gleichung eine andere. Es zeugt von persönlicher Größe und klarem Denken, sich dem Unabänderlichen zu unterwerfen. Entscheldet aber die Allmacht selbst, dann bedeutet die Niederlage Verwerfung des Unterlegenen. Der Zweikampf erhält dadurch einen absoluten Sinn, der ihm ursprünglich nicht innewohnt hat und der auch im Widerspruch zur Wirklichkeit steht. Bei der Neigung der mittelalterlichen Kirche, den offensbaren Gegensatz der Erscheinungswelt mit der christlichen Lehre durch rein theoretisches Nachdenken und weltabgewandtes Meditieren zu lösen, mußte das Gottesurteil dann jene verfliegene Form religiöser Entartung annehmen, die das Bild des mittelalterlichen Lebens in ganz un-europäischer Weise verbüßert.

Trotz alledem ist der Zweikampf in seinem ursprünglichen Sinn durch die Jahrhunderte erhalten geblieben. Wohl am deutlichsten ist er noch in der studentischen Mensur erhalten. Die zunächst mögliche Deutung, daß eine Beleidigung dem Herausforderer am Leibe gestraft werden solle, wird durch die Ungewißheit des Ausganges des Zweikampfes widerlegt. Eine schwache Konstitution oder eine ungelübte Handhabung von Rapier und Säbel können durch eine Ehrenkränkung kaum zur kämpferischen Gleichwertigkeit erhoben werden. Und in der Tat hat wohl auch noch niemand eine Abfuhr als unehrenhaft empfunden. Ehelos ist, wer eine Herausforderung einsteckt, nicht aber der, der einem überlegenen Gegner unterliegt. Hierin liegt aber auch der seit jeher erkannte menschenbildende Wert der Mensur, die dazu erzieht, sich den Erfordernissen der augenblicklichen Lage zu stellen, ohne Rücksicht auf den Ausgang des Treffens.

Straglos gehört die reiflose Erfassung des Problems des Zweikampfes in einen größeren Zusammenhang, als er hier gegeben ist. Der Sinn dieser Betrachtung war nur, auf die alten



Ursprünge des Zweikampfes hinzuweisen, auf seine Verflechtung in uraltem Kult und in dem tiefen Schicksalsglauben unserer indogermanischen Vergangenheit. Es wird nötig sein, über den Schicksalsglauben der Germanen umfangreiche und gründliche Untersuchungen anzustellen. Die Germanenkunde leidet zur Zeit daran, daß man ihre Gesamtheit zu viel von den altisländischen Sagas her deuten will. So unschätzbar uns die Sagas als die älteste größere Schriftquelle aus germanischem Bereich sind, und so einzigartig sie als literarische Schöpfung dastehen, ebenso sicher aber ist es, daß diese Quelle nur noch ein gebrochenes Germanentum spiegelt. Dieses aus der Zeit eines gewaltigen Umbruchs innerhalb des Germanentums stammende Schrifttum, das durch die Wikingerbewegungen deutliche synkretistische Züge erhalten hat, ist in seinem religiösen Gehalt zum Teil durch schon seit langem eingefleischte christliche Lehren entstellt. Es läßt uns – weil schon von des Zweikampfes Blässe angefränkt – nur noch einen Ausschnitt altgermanischer Gläubigkeit erkennen. Aber alle diese Fragen bedürfen einer breiten quellenmäßigen Untersuchung.

Indogermanische und germanische Religiosität sind heute noch weitest unerforschte Gebiete. Es ist zu wünschen, daß die zur Sache Berufenen einmal in großem Umfange Quellen und Grundlagen der Forschung bekanntgeben. Wir werden dann in manchen Punkten umlernen müssen. So soll auch diese Betrachtung nur ein Hinweis sein, der einmal in einen großen Zusammenhang gestellt, anderen Umfang und andere Bedeutung haben mag.

(1) Cornélius, J.: Zur Vorgeschichte des Zweikampfes. Germanen 13, 1941, S. 249–51. – (2) Tacitus, Germania cap. 10. Die Übersetzung folgt E. Woyte, Verlag Neclam jun., Leipzig 1925. – (3) Helios I 24. – (4) Potraf, Hanns, A.: Das Pferd in der Frühzeit, Kofod 1938, S. 19 f. – (5) Echele, H.: Wettlauf und szenisches Spiel im heidnischen Ritual (Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Kl. XIII. Berlin 1925, S. 267–72). – (6) Ebendort S. 270. – (7) Im Gottesdienst verwendete Gefäße. – (8) Schubart, Gnomon II, 1926, S. 63 und Lammert, ebendort S. 366 f. – (9) Potraf, H. A., Das Pferd in der Frühzeit S. 19 Anm. 15. – (10) Echele, a. a. O. S. 272.

\*

Im Walde, da liegt versallen  
Der alten Helden Haus,  
Doch aus den Toren und Hallen  
Bricht jährlich der Frühling aus.

Wo immer müde Fechter  
Sanken im mutigen Strauß,  
Da kommen neue Geschlechter  
Und sechten es ehrlich aus.

Eigendvorff



Hans Bauer



In der Schlacht vor Moskau ist am 5. Dezember 1941 unser Mitarbeiter Dr. Hans Bauer, Befreiter in einem Infanterie-Regiment, schwer verwundet worden und am 11. Dezember in einem Feldlazarett gestorben. Erst vor einigen Wochen hat uns diese Nachricht erreicht, die einer langen Ungewißheit ein Ende machte. Mit Hans Bauer verliere ich nicht nur einen lieben Verwandten, sondern einen der ersten Mitarbeiter an der Zeitschrift „Germanien“.

Hans Bauer ist am 19. Dezember 1912 in

Kattowitz als Sohn westfälischer Eltern geboren, und sein ganzer Lebensweg ist durch das deutsche Schicksal in den letzten dreißig Jahren gezeichnet worden. Als Kind erlebte er den Abwehrkampf der Deutschen in Oberschlesien, Flucht vor polnischen Insurgentenbanden, den Verlust der Vaterstadt und endlich seit 1922 in Hindenburg den langsamen Wiederaufbau und den zähen unterirdischen Kampf um die Behauptung des Deutschtums in der Grenzmark. Nach der Reifeprüfung studierte er zunächst drei Jahre Medizin in

München, Königsberg und Breslau. Der Daseinskampf des Deutschtums im Osten, an dem er mit voller Seele teilnahm, hatte ihn jedoch mehr und mehr zu jenen seelischen Werten hingeführt, in denen er die letzte Kraft und Stärke unseres Volkes erkannte. So wandte er sich dem Studium der Germanienkunde, Volkskunde und Philosophie zu, in denen er vor allem die lebendigen Schätze suchte, die das deutsche Volk von innen heraus erneuern müssen. Mit einer wertvollen und in die Tiefe gehenden Dissertation über den Kesselhafen im bäuerlichen Brauchtum schloß er im April 1940 das Studium ab.

Schon seit 1936 war Hans Bauer als Mitarbeiter in der Forschungs- und Lehrgemeinschaft Das Ahnenerbe und in der Schriftleitung der Zeitschrift Germanien tätig. Als unermüdlicher Sammler volkstümlicher Einzelheiten, insbesondere im Zusammenhang mit der germanischen Religion, hat er manchen Beitrag geliefert; eine weit größere Anzahl ist noch in seinem Nachlaß vorhanden, in dem auch wertvolle Vorarbeiten zu einer großen Untersuchung über die germanische Religion enthalten sind. Er lebte in seinem Arbeitsstoff, den lebendigen Zeugnissen deut-

scher Volkheit, und so waren ihm Leben und Wissenschaft in hohem Maße eins. Noch in seinen letzten Feldpostbriefen teilte er mir Beobachtungen und Fragen mit, die ihm der Vormarsch, das Erleben des Krieges und die soldatische Kameradschaft gestellt hatten, und die an gemeinsame Beobachtungen und Erlebnisse auf mancher fröhlichen und nachdenklichen Wasserfahrt auf Havel und Elbe anknüpfen.

Im Februar 1940 war Hans Bauer ins Heer eingetreten, als Soldat legte er die Doktorprüfung ab; im Herbst 1940 rückte er zum Ostheer aus und kämpfte vom ersten Tage des Feldzugs an in vorderster Linie, wo er bald mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde. Sein Tod in einer der schwersten Entscheidungsschlachten Deutschlands war letztes und größtes Zeugnis für das, was sein Leben erfüllt hatte. Große wissenschaftliche Hoffnungen sind allzu früh mit ihm dahingegangen, aber was er gelebt und erstrebt hat, wird weiter leben und wirken. Dazu gehört vor allem auch die Erinnerung an sein offenes, heiteres und kameradschaftliches Wesen, das alle gewonnen hat, die mit ihm lebten und arbeiteten.

J. D. Plassmann

## Die Bücherwaage

**Behrle, Hans, Die Eligius-Sage.** Frankfurt a. M. (Moritz Diesterweg) 1940. 199 Seiten. RM. 6.40.

Ob sich unter den christlichen Heiligengestalten, in den Beissen ihrer Verehrung und in ihren Legenden, Reste germanischer Mythen und Kulte verbergen, ist für die germanische Geistesgeschichte eine Frage von höchster Bedeutung. Jeder wissenschaftliche Beitrag zu ihrer Klärung ist darum zu begrüßen.

Freilich ist die Forschung auf diesem Gebiete über die Anfänge noch nicht hinausgekommen, was seinen Grund darin hat, daß die Versuche mit untauglichen Methoden unternommen worden sind; ganz abgesehen davon, daß eine wesentliche Voraussetzung für das Verständnis dieser Heiligengestalten noch nicht erfüllt ist: die wissenschaftliche Deutung der mythischen Gleichnisse und Symbole.

Der heilige Eligius, mit dem sich die Arbeit Behrles befaßt, ist eine Gestalt, deren Verständnis sich ganz besondere Schwierigkeiten entgegenstellen. Er ist einer der wenigen Hei-

ligen, mit denen ein Doppelpatronat verbunden ist: er ist der Heilige der Hufschmiede und der Goldschmiede. Wie diese beiden Funktionen, die auch in der legendarischen Überlieferung aufs engste mit einander verwachsen sind, auf einen Nenner zu bringen sind, dieses Rätsels Lösung ist bislang noch nicht einmal versucht, geschweige denn erbracht worden. Aber gerade hier liegt das Geheimnis und der Schlüssel, der es aufschließen kann.

Behrles Problemstellung ist eine andere. Er behandelt nur ein einzelnes Motiv der Heiligen-Legende und zwar die Legende, die das Patronat über die Hufschmiede begründen soll. Eligius (Eoy), vom König beauftragt, ein Pferd mit silbernem Eisen zu beschlagen, schneidet dem Pferde die Hufe ab, beschlägt diese und setzt die Füße wieder an die Beine an »on allen Verbrechen«. Behrle glaubt nun – und das ist das eigentliche Anliegen seines Buches –, daß in diesem Zuge der Legende ein altgermanischer Mythos verborgen sei und zwar jener Mythos, der im zweiten der Merseburger »Zauber«-Sprüche anklingt.

Die Beweisführung Behrles ist eine rein literarische. Soweit er Bildquellen heranzieht, was im Verhältnis zu dem vorhandenen Quellenbestande nicht eben viel ist, haben sie nur eine periphere Bedeutung. Behrle kommt zu dem Ergebnis, daß das erste literarisch belegbare Zeugnis für jene Wunder-Legende in der deutschen Überlieferung zu finden sei. Daraus schließt er auf den germanischen Ursprung des legendarischen Motivs. Diese Beweisführung, eingeschlossen alles, was zu ihrer Stützung beigebracht wird, kann nicht als zwingend erkannt werden. Vorwiegend aus dem Grunde, weil überall dort, wo Eligius der Patron der Hufschmiede war, auch die Legende vorausgesetzt werden muß. Diesen Bereich läßt das Buch aber ganz auf sich beruhen.

Dieser Einwand bedeutet aber nicht, daß die

von Behrle – und früher schon von anderen aufgestellte These unrichtig sei. Der Unterzeichnete ist ebenfalls der Meinung Behrles, daß das von ihm behandelte Motiv der Eligius-Legende aus dem altgermanischen Mythos stammt.

Zu einem wissenschaftlich gesicherten Ergebnis kann aber die Forschung wohl nur dann gelangen, wenn sie die Gestalt des Eligius in ihrer Ganzheit zum Gegenstande nimmt, und wenn sie die literarischen Quellen durch umfassende Heranziehung der Sakramentalen, Benediktionen, des Brauchtums der Huf- und Goldschmiede (vor allem auch die Symbolik der Siegelbilder) und der frühen bildlichen Darstellungen (vgl. z. B. die Blei-Figur aus dem 13. Jh. im Bulletin de la Société académique de Laon, T. XI, 1861) erweitert. Um diesen Stoff verstehend zu durchdringen, ist aber vorher zu klären, welcher Sinn mit Roß und Huf, mit Gold und Feuer im germanischen Mythos verbunden ist, und in welchem Zusammenhange Roß und Gold stehen (vgl. hierzu »Eranis Bürde« in der Elgurd-Sage). Nur über das Verständnis dieser Symbolik führt der Weg in das Geheimnis der Eligius-Legende. Und dieses Geheimnis ist in der Tat ein altgermanischer Mythos, aber in einem viel umfassenderen Sinne, als es Behrles Buch aufzeigt.

Trotz dieser grundsätzlichen Einwendungen wäre es jedoch ungerecht, würde man nicht auf die saubere wissenschaftliche Arbeit und die reichen Kenntnisse des Verfassers hinweisen, von denen das Buch Zeugnis ablegt.

Karl Konrad A. Ruppel

**Karl Sigismund Kramer, Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, Beiträge zur Volkskulturforschung Bd. 5, hg. von der Bayerischen Landesstelle für Volksforschung, Neuer Tübingen-Verlag, München 1940, 171 S. RM. 5.40.**

für die Stellung des Menschen zu und in der Welt ist seine innere Beziehung zu den Dingen seiner Umgebung von großer Bedeutung; vor allem für uns, die wir als Menschen eines technischen Zeitalters in der Auseinandersetzung mit dem Materialismus auch um die Herrschaft über die Technik, gegen ihre lebensvernichtende Macht und um die Erhaltung unserer wesentlichsten seelischen Kräfte zu ringen haben.

Anknüpfend an J. Grimm, spürt Kramer auf verschiedenen Gebieten dem eigentümlichen Wesen der Dinge nach, die den urtümlichen Menschen befeelt und von einem eigenen Leben erfüllt gegenüberstehen: das Haus und seine Bestandteile, vor allem Dach, Herd und Tür, Glocken, Steine und viele andere Gegenstände, in der altnordischen Welt vor allem Waffen, Banner und Schiff, ebenso wie uns Heutigen noch die Fahne und die großen Symbole unserer Zeit. Mit dichterischer Intuition, verbunden mit wissenschaftlicher Kritik, und mit ehrfürchtigem Ernst führt Kramer zu einem wahren, inneren Verstehen der Volksüberlieferung und wehrt die Fehlinterpretationen des diesen Fragen völlig verständnislos gegenüberstehenden Positivismus und Nationalismus ab, wobei besonders die Auseinandersetzungen mit der Volkslagenforschung Fr. Ranks und mit seiner Beurteilung des altgermanischen Menschen hervorzuheben sind, die durch die Gleichsetzung „Menschen wie wir“ das Bild der germanischen Zeit in ihren wesentlichsten Zügen verzeichnet, sowie die Klärung der Begriffe Animismus, Dendismus usw. hinsichtlich der germanischen Überlieferung. Neben dem Aufzeigen der zeitlichen ist die Herausarbeitung der „sozialen Kontinuität“ (Höfler) von besonderem Wert, die das Hinauftragen dieser Geisteshaltung bis in die kulturellen Hochschichten erkennen läßt.

Zur Frage der Terminologie ist vielleicht noch

einmal zu überlegen, ob „Dingbeseeltheit“ der Vorstellung von der den Dingen bereits vor der Erweckung durch den Menschen innewohnenden Lebendigkeit nicht noch besser gerecht wird, da „Dingbeseelung“ ja mehr ein Leben und Seele Verleihen, nicht nur Aufspüren und Erwecken, ausdrückt. Insgesamt ist diese Arbeit als ein Beitrag zum Dienst am Volkstum und für die geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit besonders zu begrüßen.

Balthard Hunkle

\*

Ludwig Schmidt

Am 16. Juli 1942 vollendet der in Dresden im Ruhestand lebende frühere stellvertretende Direktor der Sächsischen Landesbibliothek, Prof. Dr. Ludwig Schmidt sein 80. Lebensjahr. Über seine unmittelbaren beruflichen Verdienste hinaus ist Schmidt durch seine hervorragenden geschichtswissenschaftlichen Werke bekannt geworden. Seine Geschichte der deutschen Stämme gehört ebenso zum eisernen Bestande unantastbarer deutscher Geschichtsdarstellung wie seine Geschichte der germanischen Frühzeit, die den Entwicklungsgang der Deutschen bis zur Begründung der fränkischen Monarchie durch Chlodowech behandelt. Ludwig Schmidt gehört zu den wenig nach außen hervortretenden Kreisen gründlich forschender deutscher Gelehrter, deren Arbeit man nicht entbehren kann, auch wenn diese den mühseligen Weg der Kleinarbeit geht. Seine Geschichte der deutschen Stämme ist die Frucht mehrerer Geschichtsdarstellungen einzelner Germanenstämme. Neben diesen für die Germanenkunde unentbehrlichen Werken kann der Achtzigjährige auf eine reiche Fülle von Arbeiten zur Geschichte Obersachsens zurückblicken. Die sächsische Geschichtsforschung verdankt ihm richtungsweisende Anregungen sowohl durch Forschung wie auch durch Denkmäler der Forschungsrichtungen auf gemeinsame Ziele.

Pl.

## GERMANENRECHTE

NEUE FOLGE

In Verbindung mit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft »Das Ahnenerbe« herausgegeben vom Deutschrechtlichen Institut der Universität Bonn unter Leitung von Prof. Dr. Karl August Eckhardt. Eine neue für die Geschichte des germanischen und deutschen Rechts grundlegende Quellenreihe mit den Abteilungen: Frühgermanentum, Barentum, Nordgermanisches Recht, Westgermanisches Recht, Landrechtsbücher, Stadtrechtsbücher, Stadtrechte, Rechtsgang, Beihefte

Bisher erschienen:

**Abteilung Barentum:** Deutsches Barentum. Bearbeitet von Günther Franz, I. Mittelalter. XIV, 346 Seiten. Broschiert RM 9,40. Gebunden RM 10,80. - II. Neuzeit. X, 318 Seiten. Broschiert RM 8,70. Gebunden RM 10,20

**Abteilung Nordgermanisches Recht:** Das Landrecht des Königs Magnus Hakonarson. Bearbeitet von Rudolf Meißner. XXVII, 426 Seiten. Broschiert RM 11,90. Gebunden RM 13,40

**Abteilung Stadtrechtsbücher:** Freisinger Rechtsbuch. Bearbeitet von H. K. Clausen. I, 360 Seiten. Broschiert RM 10,75. Leinen: RM 12,25. - Zwickauer Rechtsbuch. Bearbeitet von Hans Planitz und Günther Ulrich. LXXXV, 263 Seiten. Broschiert RM 9,20. Geb. RM 10,70

**Abteilung Beihefte:** Deutschrechtliche Archiv. (Textkritische Vorarbeiten). Erstes Heft. 96 Seiten. Broschiert RM 3,60. Inhalt: H. K. Clausen, Das Freisinger Rechtsbuch - G. Eis, Das Reimnawort im Meißner Rechtsbuch - G. Ulrich, Zu den Quellen des Meißner Rechtsbuches. - Zweites Heft. 70 Seiten. Broschiert RM 2,65. Inhalt: R. Meißner, Die norwegische Volkskirche nach den vier alten Christenrechten. - Die Abteilungen können einzeln abonniert werden mit 20% Nachlaß. Bei Subskription der ganzen Reihe weitere 5%.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHFOLGER / WEIMAR



**Einnachen kinderleicht mit Frico**

mit Frico

rohe oder gekochte Früchte mit oder ohne Zucker  
in Zubindegläsern und -gefäßen  
Beutel 20 Pfg.

Hersteller: Frico-Dorlmund Postfach 223 · Ruf 34732

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Plasmann, Berlin-Dahlem, Pöhlstr. 16. Angelegenheiten: Gerda Grunberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck: Kasper & Callmer, München. Offsetdruck: J. P. Zimmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Herdinger, Augsburg.